

Niedersächsisches Ministerium  
für Soziales, Frauen, Familie,  
Gesundheit und Integration



20. NIEDERSÄCHSISCHE SUCHTKONFERENZ 11|2010

# Sucht und Gewalt

## Zwei Seiten einer Medaille?

Berichte zur Suchtkrankenhilfe



**Niedersachsen**

## Impressum

Herausgegeben vom  
Niedersächsischen Ministerium für Soziales,  
Frauen, Familie, Gesundheit und Integration  
Hinrich-Wilhelm-Kopf-Platz 2  
30159 Hannover

in Zusammenarbeit mit der  
Landesvereinigung für Gesundheit und  
Akademie für Sozialmedizin Niedersachsen e.V.  
Fenskeweg 2  
30165 Hannover

Redaktion:  
Sabine Erven  
Melanie Bremer  
Thomas Altgeld

Layoutkonzept und Gestaltung:  
Homann Güner Blum,  
Visuelle Kommunikation,  
Hannover

Druck:  
Unidruck, Hannover

# Sucht und Gewalt

## Zwei Seiten einer Medaille?

HEINER POTT

Staatssekretär im Niedersächsischen Ministerium für Soziales, Frauen, Familie, Gesundheit und Integration

## Sucht und Gewalt – Zwei Seiten einer Medaille?

Sehr geehrte Damen und Herren,

die Niedersächsische Suchtkonferenz hat ihren 20. Geburtstag gefeiert. Unter dem Titel „SUCHT UND GEWALT – Zwei Seiten einer Medaille?“ haben Fachleute 2010 die komplexen Wechselwirkungen zwischen Sucht und Gewalt in den Fokus genommen. Der Schwerpunkt lag dabei auf dem Thema Gewalt und Alkoholmissbrauch.

Unbestritten ist, dass Alkohol in größeren Mengen auch bei nicht süchtigen Menschen die Schwelle für Gewalthandlungen senken kann. Wenn jemand süchtig ist, können sich diese gewaltsamen Verhaltensweisen verfestigen. Die Persönlichkeitsstruktur ändert sich. Die Kriminalstatistiken zeigen: Wenn schwerste Gewalt gegen Frauen ausgeübt wird, hat der Täter in zwei Dritteln der Fälle vorher Alkohol getrunken. Und das Rad dreht sich weiter: Frauen, die selbst Gewalt erlebt haben, greifen nicht selten auf Alkohol, Drogen oder Medikamente zurück. Sie wählen den Alkohol, um sich zu beruhigen und ihre Angst zu unterdrücken.

Diese Zusammenhänge machen deutlich, dass Fraueneinrichtungen und Einrichtungen der Suchthilfe miteinander kooperieren müssen. Auf der Konferenz wurden bereits einige Beispiele vorgestellt, die zeigen, wie man diese Bereiche in der Praxis wirkungsvoll miteinander verzahnen kann.

Neue Erkenntnisse über die Zusammenhänge zwischen Sucht und Gewalt können auch den Erfolg von Beratung und Therapie entscheidend beeinflussen. Im Rahmen der Suchtkonferenz wurden daher die jüngsten Forschungsergebnisse vorgestellt. Ebenso beleuchtet wurden die Auswirkungen neuer Medien auf die Gewaltbereitschaft Jugendlicher und die Chancen für eine noch effektivere Präventionsarbeit.

Der interdisziplinäre Ansatz der Suchtkonferenz hat sich bewährt. Auch im Jahr 2010 hat sie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Suchthilfe und -prävention, der Gesundheitsversorgung, der Jugendhilfe, der Gewaltprävention, der Frauen- und Männer-

arbeit, der wissenschaftlichen Forschung in diesen Bereichen sowie der Sozialversicherungsträger erreicht. Die unterschiedlichen Arbeitsfelder der Teilnehmenden sorgen stets für angeregte Diskussionen und viele Vernetzungsmöglichkeiten. Jetzt liegen die Beiträge der Konferenz in diesem Band schriftlich vor.

Ich hoffe, dass diese Veröffentlichung weitere Impulse für erfolgreiche Hilfe für die Betroffenen, für eine bessere Vernetzung unterschiedlicher Handlungsansätze sowie für integrierte Präventionskonzepte geben wird. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine anregende Lektüre!

Ihr Heiner Pott

### VORWORT

HEINER POTT

Sucht und Gewalt –  
Zwei Seiten einer Medaille?

04

### VORTRÄGE

PROF. DR. CHRISTINE  
MORGENROTHGewalt im Geschlechterverhältnis  
unter der Perspektive von Suchtstrukturen

06

SUSANNE HERSCHELMANN

Binge Drinking, Sexualität und Geschlechterrollen

16

ELLEN PFLUG

Gewalterleben und -verhalten von Jugendlichen  
mit Substanzkonsum

26

ANDREA BUSKOTTE M.A.

Landesaktionsplan zur Bekämpfung häuslicher Gewalt:  
Netzwerke(n) in der Intervention

36

PD DR. BERT TE WILDT

Gewalt – Sucht – Internet  
Zur Bedeutung von Abhängigkeitsphänomenen beim exzessiven  
Spielen gewalthaltiger Computerspiele

41

### VERZEICHNIS DER REFERENTINNEN UND REFERENTEN

51

## Gewalt im Geschlechterverhältnis unter der Perspektive von Suchtstrukturen

### Der Gewaltbegriff

Geschlechterverhältnisse sind gesellschaftliche Arrangements auf der Basis struktureller Gewalt. Gewalt handeln ist deutlich geschlechtsgebunden: aggressive Kontrollverluste mit destruktiven Handlungen und potentiell tödlichem Ausgang in der Partnerschaft werden überwiegend von Männern gegen Frauen ausgeübt, d.h. die ausgeübte Gewalt richtet sich gegen Menschen im privaten Bereich.

In dem Begriff Geschlechterverhältnis werden Frauen und Männer als soziale Gruppen (Genusgruppen) betrachtet. Sie stehen miteinander in Beziehung und folgen bestimmten Regulationen und Organisationsprinzipien, durch welche beide Gruppen miteinander in Beziehung stehen. Solche Organisationsprinzipien können Trennung und Hierarchisierung oder Komplementarität und Egalität sein. Zur Untersuchung des Geschlechterverhältnisses gehört die Klärung der Frage, welche Position im sozialen Gefüge der gesellschaftlichen Hierarchie die jeweilige Gruppe einnimmt und welche Legitimationsmuster es für geschlechtsbezogene Rangordnungen gibt. „Sind Geschlechterverhältnisse hierarchisch, ist

Geschlecht ein Schichtungskriterium, das soziale Ungleichheit markiert.“ (Becker-Schmidt / Knapp, 1995) Die Benachteiligung von Frauen kann sich vervielfachen, wenn andere Schichtungskriterien wie soziale Schicht, kultureller Hintergrund oder ethnische Faktoren hinzukommen. In dieser systematischen Perspektive sind Geschlechterverhältnisse „Herrschafts- und Machtzusammenhänge, in denen die gesellschaftliche Stellung der Genus-Gruppen institutionell verankert und verstetigt wird.“ (Becker-Schmidt / Knapp, 1995)

Wenden wir uns dem Begriff Gewalt zu. Nach soziologischem Verständnis ist Gewalt eine Quelle der Macht, die von Max Weber (1956, 1980) wie folgt definiert wird:

„Macht bedeutet jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf die Chance beruht.“ Somit steht Gewalt in enger Beziehung zu gesellschaftlicher Macht und Ohnmacht. Der Soziologe Heinrich Popitz (1986) bezeichnet Gewalt „als fundamentales Moment jeder Vergesellschaftung, und zwar aufgrund der

nicht hintergehbaren und anthropologisch gegebenen Verletzungsmächtigkeit und Verletzungsoffenheit des Menschen als Gattungswesen“. Menschen können verletzt werden und andere Menschen verletzen, können Täter und Opfer sein. Für Popitz ist Gewalt eine Machtaktion, „die zur absichtlichen körperlichen Verletzung anderer führt“ (1986, S. 76). Diese absichtliche Verletzung schliesst Tötung ein. „Die Macht zu töten und die Ohnmacht des Opfers sind latent oder manifest Bestimmungsgründe der Struktur sozialen Zusammenlebens.“ (1986, S. 82)

Über die physische Schädigung durch Gewalt hinaus wird der Gewaltbegriff erweitert und schliesst in heutiger Auffassung psychische Gewalt (Demütigung, Vernachlässigung, Androhung von physischer Gewalt) sowie auch Formen struktureller Gewalt mit ein.

Johan Galtung (1976) ergänzte den traditionellen Begriff der Gewalt, der vorsätzlich destruktives Handeln eines Täters oder einer Tätergruppe bezeichnet, um die Dimension einer diffusen, nicht zurechenbaren strukturellen Gewalt:

„Strukturelle Gewalt ist die vermeidbare Beeinträchtigung grundlegender menschlicher Bedürfnisse oder, allgemeiner ausgedrückt, des Lebens, die den realen Grad der Bedürfnisbefriedigung unter das herabsetzt, was potentiell möglich ist“.

Diesem erweiterten Gewaltbegriff zufolge ist alles, was Individuen daran hindert, ihre Anlagen und Möglichkeiten voll zu entfalten, eine Form von Gewalt. Hierunter fallen nicht nur alle Formen der Diskriminierung, sondern auch die ungleiche Verteilung von Einkommen, Bildungschancen und Lebenserwartungen, sowie das Wohlstandsgefälle zwischen der ersten und der Dritten



Welt. Selbst eingeschränkte Lebenschancen auf Grund von Umweltverschmutzung oder die Behinderung emanzipatorischer Bestrebungen werden hierunter subsumiert. In dieser umfassenden Definition kann Gewalt nicht mehr konkreten, personalen Akteuren zugerechnet werden. Sie basiert nunmehr auf Strukturen einer bestehenden Gesellschaftsformation, insbesondere

auf gesellschaftlichen Strukturen wie Werten, Normen, Institutionen oder Diskursen. Diese Begriffsbestimmung verzichtet auch auf die Voraussetzung, dass, um von Gewalt sprechen zu können, eine Person oder Gruppe subjektiv Gewalt empfinden muss. Strukturelle Gewalt werde von den Opfern oft nicht einmal wahrgenommen, da die eingeschränkten Lebensnormen bereits internalisiert seien.

## Geschlechterverhältnis als Gewaltverhältnis

Aus dieser allgemeinen Perspektive können wir nun das Verhältnis der Geschlechter zueinander genauer beleuchten. Soziologisch betrachtet sind die Frauen als soziale Gruppe in verschiedener Hinsicht benachteiligt. Obwohl Frauen besser ausgebildet sind, liegt ihr Verdienst noch immer deutlich unter dem der vergleichbar qualifizierter Männer. Frauen stellen das Gros (über 90%) der Teilzeitarbeiterinnen dar und sind somit prädestiniert für Armut in der Lebensphase, die sich der Erwerbsarbeit anschließt. Die weibliche Rente liegt durchschnittlich weit unter der des Mannes und weit unterhalb des Existenzminimums. Frauen als Führungskräfte sind nach wie vor rar, d.h. trotz bester Qualifikationen gelingt es Frauen nicht, die Positionen in Wirtschaft und Gesellschaft zu besetzen, die mit Einkommen und Einfluss verbunden sind. Andere Bereiche sind ebenso betroffen.

Provokant formuliert wäre zu fragen, warum Frauen ein so großes Maß an struktureller Gewalt akzeptieren? Eine Antwort liegt in der Problematik der Vereinbarkeit von Beruf und Familie, die noch immer überwiegend von den Frauen geleistet wird. Unter anderem deswegen, weil es eine Hierarchisierung der gesellschaftlichen Sphären gibt – vor allem die Dominanz des Erwerbsbereichs

gegenüber der Institution Familie. Die Sphäre des Erwerbsbereichs gilt und gilt noch immer als Domäne des Mannes. Seine berufsbedingten Belange besitzen absoluten Vorrang gegenüber der Haus- und Beziehungsarbeit, da seine Arbeit als das Fundament der familiären Versorgung angesehen wird. Trotz steigender weiblicher Erwerbsbeteiligung hat sich an dieser Einstellung kaum etwas geändert. Die Entwertung der Haus- und Familienarbeit gegenüber der Erwerbsarbeit setzt sich fort in der Minderbewertung typischer Frauenlohnarbeit, z.B. Pflegekräfte und Erzieherinnen.

Erwerbsarbeit ist in hohem Umfang arbeitsrechtlich reguliert (auch unter Schutzaspekten), wohingegen die Familienarbeit weitgehend Privatsache blieb, unter der Dominanz des Mannes. Als Folge sind Frauen – nicht jedoch Männer, trotz anderslautender Behauptungen der „neuen Väter“ – doppelt vergesellschaftet, zunehmend in der Erwerbssphäre (wie die Männer auch) und ausschließlich allein als Hauptakteurinnen der privaten Reproduktion. Das führt zweifellos zu strukturellen Benachteiligungen gegenüber Männern und erklärt z.B. die häufige Teilzeitarbeit, die als eine Chance zur Vereinbarkeit beider Sphären begriffen wird. Zu-

dem sind Frauen geübt, beide Sphären und ihre extrem widersprüchlichen Ansprüche und Funktionsmodi auszubalancieren.

Sie bleiben somit in mancher Hinsicht unter ihrem Entwicklungspotential, denn sie verausgaben sich ohne soziale Anerkennung, erkranken häufiger und sind dennoch ärmer (materiell und an anderen Gratifikationen). Unter diesem Gesichtspunkt – aus dieser Perspektive können wir das moderne Geschlechterverhältnis in seiner gegenwärtigen Organisationsform als strukturell gewaltförmig bezeichnen: Das Geschlechterverhältnis ist ein Gewaltverhältnis.

## Gewalt in der Beziehung

Es gibt jedoch besondere Formen der Gewalt, die extrem geschlechtsgebunden sind. Hierunter fällt die von Männern ausgeübte Gewalt gegen Frauen. Aktuelle Studien zeigen folgendes Bild: Nach einer repräsentativen Untersuchung des Bundesfamilienministeriums, das bundesweit 10.000 Frauen zwischen 18 und 85 Jahren zu Gewalterfahrungen (vor allem auch in gegenwärtigen und vergangenen Partnerschaften) befragte, hat jede vierte Frau mindestens einmal Gewalt in Intimbeziehungen erlebt (BMFSFJ, 2004). Inzwischen liegt auch eine Sonderauswertung aus dem Jahr 2008 vor, in der die Folgen von Gewalthandlungen erfragt (z.B. Angst vor ernsthaften Verletzungen, körperliche Verletzungen oder Arbeitsbeeinträchtigungen) sowie die Art und Intensität der Gewalthandlung beschrieben werden, um zu einer Einschätzung der Schwere der Gewalthandlung zu gelangen.

Ein Ergebnis ist die Skalierung der Gewalterfahrungen nach Intensitätsgraden:

1. **Als leichte bis mäßig schwere körperliche Übergriffe werden 26% der Situationen charakterisiert;**
2. **Als tendenziell schwere Gewalthandlungen und/oder ernsthafte Gewaltandrohungen sind 45% der Situationen einzuschätzen;**
3. **Sehr schwere bis lebensbedrohliche Gewalthandlungen liegen bei 28% der Situationen vor (BMFSFJ, 2008).**

Zwei Drittel der Frauen mit Gewalterfahrungen durch den Partner sind von mehrmaligen und mittelschweren bis sehr schweren Gewalthandlungen betroffen. Der Anteil sehr schwerer, lebensbedrohlicher Gewalt lag immerhin bei einem Drittel. Dabei fällt auf, dass die zurückliegenden Gewalterfahrungen generell höhere Schweregrade aufweisen als die Gewalt in der aktuellen Beziehung. Das lässt unterschiedliche Schlüsse zu: entweder haben diese Frauen sich von dem misshandelnden Partner getrennt – um nun bei einem minderschweren Misshandler zu landen. Oder aber die zurückliegende Gewalt wird – stellvertretend für alle Erfahrungen – wahrheitsgemäß geschildert, während die aktuellen Erfahrungen bagatellisiert bzw. geleugnet werden, um keine Handlungskonsequenzen ziehen zu müssen.

Ein weiteres Kriterium stellt die psychische Gewalt dar, die als gesondertes Gewaltmuster untersucht wurde. Hierunter fallen Formen von Eifersucht, sozialer Kontrolle, Demütigungen, Entwertungen und Drohun-

gen. Mit starker psychischer Gewalt waren 29% der Betroffenen konfrontiert, ohne dabei sexuellen oder körperlichen Angriffen ausgesetzt gewesen zu sein. Diese Gewaltform hat bei den Betroffenen erhebliche gesundheitliche Belastungen zur Folge, die sogar intensiver ausfallen als bei Betroffenen von leichten bis tendenziell schweren Formen körperlicher Gewalt.

Zusammenfassend lässt sich mit Blick auf Schweregrade und Gewaltmuster feststellen, dass in etwa jeder fünften aktuellen Paarbeziehung relevante Formen körperlicher, sexueller und psychischer Gewalt gegen Frauen vorkommen und dass etwa 6% der Beziehungen von schweren Formen körperlicher Gewalt geprägt sind. Der ausschließlichen psychischen Gewalt kommt sowohl quantitativ als auch qualitativ (bezüglich der gesundheitlichen Folgen) eine besondere Bedeutung zu, zumal diese Gewaltformen oftmals am schwierigsten zu erkennen sind und weder strafrechtlich geregelt noch in der Öffentlichkeit wahrgenommen werden.

## Bildungsabschluss als Risikofaktor

Der Blick auf soziokulturelle Faktoren wie Alter, Einkommen, Bildung etc. bringt wenig Überraschendes. So erwies sich z.B. in den jüngeren Altersgruppen das Fehlen von Bildung (Schulabschlüssen) als ein gewaltfördernder Faktor. Jedoch verdient ein Ergebnis besondere Beachtung: In der Altersgruppe ab 45 Jahren mit den höchsten Bildungsabschlüssen findet sich eine besondere Häufigkeit von sexueller, körperlicher und psychischer Gewalt in der aktuellen Partnerschaft. Analog dazu neigt die Gruppe der Männer mit höchsten Schul- und Ausbildungsabschlüssen zur häufigeren Gewaltausübung gegen die aktuelle Partnerin als Männer mit mittleren oder niedrigen

Abschlüssen. Dies vor allem dann, wenn die Partnerinnen einen gleichwertigen oder sogar höheren Schul- und Ausbildungsabschluss hatten als der Mann. Größere Unabhängigkeit der Frauen und ihre wachsenden Ansprüche an Gleichwertigkeit stellen ein hohes Risiko für Gewalthandeln dar, wenn die Gleichwertigkeit von Männern und Frauen von den Männern in der Partnerschaft nicht akzeptiert wird und die daraus resultierenden Konflikte im Interesse der Wiederherstellung der traditionellen Geschlechterverhältnisse mit Gewalt reguliert werden sollen. Dies zeigt sich auch an der Einkommenssituation. Am höchsten war das Ausmaß von Gewalt in denjenigen

Beziehungen, in denen die Frau mehr verdiente als der Mann 17%. Auch hier besonders ausgeprägt in der Altersgruppe ab dem 45. Lebensjahr (s.o.). Ähnlich wie Bildung ist aber auch das Einkommen kein sicheres Indiz für Vorhandensein oder Fehlen von Gewalt in der Beziehung. Die Einkommenssituation in Beziehungen mit schwersten Misshandlungen gliedert sich wie folgt:

- 34% befanden sich in einer prekären Einkommenslage,
- 39% in mittleren Einkommenssituationen und
- 27% kamen aus gehobenen Einkommenslagen.

## Alkohol als gewaltfördernder Faktor

Wird die Frage nach Alkohol und Drogen gestellt, so zeigt sich mit großer Deutlichkeit, dass Alkohol ein gewaltfördernder Faktor sein kann und häufig auch ist. Die von Gewalt betroffenen Frauen gaben zu 50–55% an, dass in den Gewaltsituationen Alkohol im Spiel gewesen ist – allerdings somit auch in der Hälfte aller Fälle nicht!

Männliche Beziehungspartner mit erhöhtem Alkoholkonsum im Alltag sind etwa doppelt so häufig gewalttätig gegenüber ihrer Partnerin, wie Männer ohne erhöhten alltäglichen

Alkoholkonsum (19 vs. 10%). Alkoholkonsumierende Männer waren mehr als doppelt so häufig schwere Misshandler (körperlich, sexuell, psychisch – 10 vs. 4%). Jedoch ist bei 37% auch der von schwerster Gewalt betroffenen Paare kein Zusammenhang mit dem Alkoholkonsum des Täters festzustellen.

Folgende Schlussfolgerungen ergeben sich: Gewalthandeln gegen Frauen versetzt die misshandelnden Partner auch ohne chemische Unterstützung in einen befriedigenden,

vielleicht sogar rauschhaften Zustand der Befriedigung durch Machtausübung über eine Schwächere. Die absolute Herrschaft über einen Körper, ein Leben zu besitzen und diese Herrschaft genussvoll auszukosten und mit Gewaltgesten zu unterstreichen, stärkt offenbar das Selbstwertgefühl und streichelt das Ego der misshandelnden Männer.

## Zur Logik der Suchterkrankung

Betrachten wir nun einmal die Suchterkrankung im Besonderen. Ich beziehe mich dabei auf die psychodynamischen Ansätze zum Verständnis der Ätiologie von Sucht (vgl. Bilitza, 2008). Suchtkranke Menschen sind oftmals charakterisiert durch Bindungs- und Frühstörungen. Als Folge treten spezifische Ich-Schwächen auf, die bei Betroffenen zu einer Vielzahl spannungsreicher, undifferenzierter innerer Zustände führt, die sie selbst nicht verstehen, oft nicht einmal benennen können. Es ergibt sich daher in der individuellen Entwicklung eine charakteristische Folge von Schritten, die von einer Frühstörung in eine Suchterkrankung führen (können): Die besondere Lebensgeschichte und psychische Entwicklungsbedingungen bewirken

- das daraus resultierende psychische Strukturniveau, das nach dem Entwicklungsstand von Trieb-, Ich- und Überichentwicklung bestimmt wird und das wiederum
- aufgrund von Misslingen der Anpassung an Lebenssituation und an Lebensleistungen (Ausbildung, Beruf, Partnerschaft, Familie) und somit einem Versagen an der Realität zur
- Manifestation einer psychischen oder psychosomatischen Erkrankung als Fehlanpassung führt, die sich

- durch Konsum chemischer Substanzen als Suchtentwicklung (Missbrauch) und schließlich
- als Suchtstruktur mit ihren jeweiligen Symptomen zeigt. Zur Diagnose und Behandlungsplanung bedarf es einer zeitweiligen
- Drogenabstinenz (gegebenenfalls Entgiftung), bevor psychodynamische Psychotherapien stattfinden können.

In der süchtigen Entwicklung gewinnt das unbelebte, aber immer verfügbare Objekt Droge eine immer größere Bedeutung, bis es in der Rangfolge bedeutungsvoller Objekte die höchste Priorität besitzt. Die häufig auftretenden Selbstwertkrisen in der Folge von Enttäuschungserlebnissen werden mit Hilfe dieser Substanz (die Objektqualität angenommen hat) reguliert. Die Droge wird zur Stabilisierung narzisstischer Krisen eingesetzt.

Der amerikanische Psychoanalytiker Leon Wurmser (1997) begreift den Drogenkonsum als Zwangserkrankung und geht davon aus, dass dem Drogenmissbrauch eine schwere Psychopathologie zugrunde liegt. Zum Ausbruch der Erkrankung kommt es durch die Aktivierung eines lebenslang schlummernden schweren Konfliktes um Omnipotenz und Grandiosität, Sinnhaftigkeit und Vertrauen

(Wurmser 1997, S. 125). Begleitet wird diese Krise von intensiven Gefühlen wie Desillusionierung und Wut, Depressionen und Angst sowie von spezifischen Formen der Abwehr. Die Aktivierung dieser Krise führt unvermeidlich zu einer schweren seelischen Belastung, aus der die süchtige Suche nach Erleichterung erwächst. Diese Erleichterung verschafft sich die/der zwanghaft Abhängige auf vielerlei Weise, z.B. durch unkontrollierte Gewalttätigkeit, Fressattacken, Glücksspiel, starken Alkoholkonsum oder Promiskuität. Die Wahl einer Droge ist eine zusätzliche Möglichkeit, diese Suche nach Erleichterung zu einem vorläufigen Ende zu bringen. Die gefundene Substanz wird von den Konsumenten zu Zwecken der Selbstmedikation eingesetzt, der eintretende Effekt wird dann wie eine Selbstheilung wahrgenommen. Die Festigung der Ursachen dieses Suchtsyndroms geschieht in einem fortwährenden Teufelskreis, der sich aus sieben einzelnen Schritten zusammensetzt und daher von Wurmser als Heptade bezeichnet wird. Diese systematisch aufeinander fußenden sieben Schritte stellen bereits jeder für sich eine Kompromißlösung dar (Wurmser 1997, S. 133 f.). Es handelt sich um eine wiederkehrende, zirkuläre Aneinanderreihung von Konflikten, welche durch die akute Krise reaktiviert werden und eine sich selbst antreibende und verstärkende Kraft besitzt.

Dieser Teufelskreis kann hier nur verkürzt dargestellt werden.

1. Er beginnt mit einer narzisstischen Krise, einem internen/externen Kränkungs Erlebnis, welches das Selbstwertgefühl massiv bedroht.
2. Folge ist eine Affektregression: überwältigende als unkontrollierbar erlebte Gefühle von Wut, Verzweiflung und Enttäuschung führen
3. zu einer Suche nach Affektabwehr mittels Verleugnung (ganze Teile innerer und äußerer Realität werden aus der Wahrnehmung ausgegrenzt) oder Spaltung (externe Objekte werden in nur gute/nur böse aufgeteilt/plötzlicher Wechsel der Einstellung). Versagen auch die, folgt zumeist eine
4. Externalisierung, das ist eine Inszenierung des überwältigenden inneren Konflikts in der Außenwelt (via Täuschungen, Manipulationen, Lügen, Betrügen, Unzuverlässigkeit).
5. Aggression: Das Versagen der bisherigen Schritte zur Bewältigung der narzisstischen Krise mobilisiert vermehrt archaische Wut und aggressive Energien; die nun folgende
6. Über-Ich-Spaltung führt zum Zusammenbruch bislang intakter Funktionen von Gewissen und normativen Orientierungen und ermöglicht
7. Lust als regressive Wunscherfüllung – spätestens hier wird die Droge eingesetzt, eventuell im Rückfall. Mit Abklingen des Rausches tritt Scham auf über die im Teufelskreis angerichteten Schäden. Die Scham wird als narzisstische Krise erlebt und der Teufelskreis geht weiter in seine nächste Runde. In dieser Psychodynamik des Suchtzirkels spielt eine ungenügende Affektkontrolle eine zentrale Rolle. Aggression steht bei diesen Kontrollverlusten oft im Mittelpunkt.

Spielen wir diesen Kreislauf einmal im Kontext der Gewalt in der Partnerschaft durch: Die gut verdienende Frau lässt den Mann ihre Überlegenheit spüren, macht vielleicht eine entsprechende Bemerkung, womöglich hatte er bereits Ärger an seinem weniger erfolgreichen Arbeitsplatz – und jetzt widerspricht sie ihm wegen einer Bagatelle (1). Er wird wütend, kocht vor Wut (2) sieht seine Frau plötzlich als böse Hexe, Verkörperung aller Bedrohung (3); er beschimpft sie, demütigt und bedroht sie verbal und trinkt seinen nächsten Cognac, ist schon angetrunken und wird immer unruhiger, tigert in der Wohnung hin und her (4); sie schweigt jetzt und will sich zurückziehen, das macht ihn nur noch wütender (5); er rast

jetzt nicht nur innerlich. Obwohl er weiß, dass er Ungerecht handelt (6), schlägt er jetzt ziellos auf seine Frau ein und empfindet das als ebenso lösend wie die Droge. Er spürt seine rauschhafte Lust daran, sie zu zerstören (7). Die regressive Wunscherfüllung besteht hier in der Unterwerfung der zuvor machtvoll erlebten Frau, der er sich unterlegen fühlte, das untergräbt sein Selbstwertgefühl, er stürzt in die narzisstische Krise. Das Ausleben seiner Rachephantasien lässt ihn sich wieder groß fühlen, er wächst nicht nur, er fühlt sich grandios in seiner Macht! Wir können hier die bekanntermaßen enthemmende Wirkung des Alkohols sehen, der den misshandelnden Mann

weiter in den Teufelskreis hineintreibt; jedoch ist hier die Lust nicht auf den Rausch bezogen (wie beim Junkie), vielmehr trägt die Droge nur dazu bei, die regressive Lust in der gewaltförmigen Herrschaft über die Frau schnellstmöglich herbeizuführen, denn das eigentliche Suchtziel ist die Gewalt gegen die Frau. In seiner Wahrnehmung hat in diesen Zuständen die Frau, gegen die sich die Gewalt des Mannes richtet, tatsächlich die menschlichen Eigenschaften verloren, sie wird wie die Droge im Drogenzyklus zu einer Art unbelebtem Objekt. Erst diese Entmenschlichung, Dehumanisierung ermöglicht die regressive Lust durch Quälen und letztlich Zerstörung des Objekts.



## Die generationenübergreifende Perspektive

Eine intergenerationale Perspektive hat auch nach den geschlechtstypischen Folgen für die Kinder in solchen Familien zu fragen. Häufig setzen sich Sucht- und Gewaltzirkel über Generationen hinweg fort.

Selbstverständlich haben solche gewaltsamen Konstellationen unter den Eltern beträchtliche, ja desaströse Auswirkungen auf Kinder, die Zeugen solcher Misshandlungen werden oder sogar selbst Opfer von gewalttätigen Misshandlungen sind. In der zitierten Studie zeigte sich, dass Frauen, die in Kindheit und Jugend elterliche Gewalt als Zeuginnen miterlebten, später mehr als doppelt so häufig in ihren eigenen Partnerschaften von Gewalt betroffen waren. Noch schlimmer: Frauen, die als Kinder selbst Opfer von körperlicher oder sexueller Gewalt waren, wurden später zwei- bis dreimal häufiger Opfer von Gewalt in der Partnerbeziehung

als nicht betroffene Frauen. Es zeigt sich daher signifikant, dass Frauen, die in der Kindheit selbst Gewalt unter den Eltern miterleben mussten oder selbst Opfer waren, einen extrem starken Vulnerabilitätsfaktor mitbringen, später selbst Opfer zu werden: erlebte oder erlittene Gewalt in der Kindheit gilt als der mit Abstand stärkste Prädiktor für Frauen, selbst Opfer von schwerer und schwerster Gewalt zu werden.

Mehr als drei Viertel derjenigen Frauen (75–77%), die in ihrer Partnerschaft schwere und schwerste Gewalt erlebten, waren in der Kindheit von körperlicher, sexueller und psychischer Gewalt betroffen. Diese Frauen sind durch die in der Kindheit erlebte und erlittene Gewalt offensichtlich schwer traumatisiert und neigen später dazu, bestimmte Szenarien als Erwachsene zu wiederholen. Ob es allerdings der von

einem Täter-Introjekt ausgehende Zwang ist oder aber eine Tendenz, un abgeschlossene Handlungen zu einem endlich guten Abschluss zu bringen, ob es flash-backs sind, die zu Reinszenierungen bei der Partnerwahl führen oder womöglich eine Art von perverser Umdefinition von Werten und entsprechendem Verständnis der Welt, das kann hier nicht bestimmt werden – mit Gewissheit kann jedoch das Vorhandensein intergenerationaler Zusammenhänge aufgezeigt werden. Gewalt setzt sich über Generationen hinweg fort, weil sie sich tief in die seelischen Strukturen von Menschen hineinpflegt.

Aus meiner eigenen Untersuchung, einer biografischen Langzeitstudie zur posttherapeutischen Entwicklung von suchtkranken Jugendlichen, können solche Zusammenhänge mit Nachdruck bestätigt werden (Morgenroth, 2010). Mehr als drei Viertel



der Jugendlichen sprachen von Abhängigkeitsproblemen der Eltern, die ein weites Spektrum abdecken: langjährige Heroinabhängigkeit gehört ebenso dazu wie Medikamenten- und Alkoholabusus. Die damit häufig verbundenen Gewalterfahrungen prägten die Kindheit dieser jugendlichen Abhängigen ebenso wie sie auch Modell für eigenes Verhalten darstellten, sodass eine enge Verbindung von Traumatisierungen und alterstypischen Identifikationsprozessen mit den gleichgeschlechtlichen Elternteilen zu beobachten war – natürlich auf der Basis sämtlicher suchttypischer Phänomene. Die Entwicklung dieser Kinder ist so nachhaltig gestört, dass eine lange Zeit die therapeutisch begleitete Nachreifung unumgänglich ist. Ein Detail möchte ich nicht unerwähnt lassen: diejenigen Jugendlichen hatten langfristig die beste Entwicklung, deren Eltern sich intensiv an dem Therapieprogramm für Eltern beteiligten bzw.

eine intensive Eigentherapie fortsetzten. Das gilt selbst dann, wenn es nur ein Elternteil ist, der sich selbst auf den therapeutischen Weg begibt. Dass es auch hier eine intergenerationale Dynamik gibt, selbst wenn die Jugendlichen längst nicht mehr zuhause leben, wirft ein helles Licht auf die Bedeutung der realen Eltern für die Gesundungsprozesse ihrer suchtkranken Kinder.

Zusammenfassend können wir daher feststellen, dass sich Teufelskreise der Gewalt ebenso wie die der Sucht intrapsychisch verstärken, sich interpersonell wiederholen und festigen (analog der Ko-Abhängigkeit) und sich intergenerationell weitervermitteln. Dass diese Vorgänge vor dem Hintergrund eines gesellschaftlichen Arrangements stattfinden, das weiterhin nicht anders als strukturelle Gewalt im Geschlechterverhältnis zu bezeichnen ist, stellt eine unmittelbare Rechtfertigung für die misshan-

delnden Männer und eine Erschwerung für die Frauen dar, sich zur Wehr zu setzen. Im Gegenteil: für manche Frauen ergibt sich aus der Verweigerung der traditionellen Geschlechtsrolle sogar eine besondere Gefährdung.

Das ist ein starkes Motiv, auf jeder Ebene über Unterbrechungen der Verstärkerzirkel und über Ausstiegsmöglichkeiten nachzudenken, Interventionsformen zu erproben und beraterisch-therapeutische Unterstützung anzubieten. Von diesen Angeboten wird in den folgenden Beiträgen die Rede sein.

## Literatur

BECKER-SCHMIDT, REGINA / KNAPP, GUDRUN-AXELI (Hrsg.), (1995): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften (S. 18). Frankfurt/Main; New York (Campus).

BILITZA, KLAUS W. (Hrsg.) (2008): Psychodynamik der Sucht. Beiträge zur Theorie. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND (BMFSFJ) (Hrsg.) (2004): Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland.

BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND (BMFSFJ) (Hrsg.) (2008): Gewalt gegen Frauen in Paarbeziehungen. Eine sekundäranalytische Auswertung zur Differenzierung von Schweregraden, Muster, Risikofaktoren und Unterstützung nach erlebter Gewalt.

GALTUNG, JOHAN (1975): Strukturelle Gewalt. Beiträge zur Friedens- und Konfliktforschung. Reinbek bei Hamburg, Rowohlt.

MORGENROTH, CHRISTINE (2010): Die dritte Chance. Therapie und Gesundung von jugendlichen Drogenabhängigen. Wiesbaden, Verlag für Sozialwissenschaften.

POPITZ, HEINRICH (1986): Phänomene der Macht, Tübingen 1986, S. 76, S. 82. Verlag Mohr und Siebeck.

WEBER, MAX (1956/1980): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie, 1. Halbband, Tübingen: Mohr Siebeck, S. 28.

WURMSER, LEON (1997): Die verborgene Dimension. Psychodynamik des Drogenzwangs. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

## Binge Drinking, Sexualität und Geschlechterrollen

Es gibt eine Reihe von nationalen und internationalen empirischen Studien, die sich mit dem Thema Suchtmittelkonsum jugendlicher Mädchen und Jungen beschäftigen. Bei diesen Studien fällt, vergleicht man das Konsumverhalten jugendlicher Mädchen und Jungen, eine Angleichung der Geschlechter in den letzten 15 Jahren auf, besonders bei den legalen Suchtmitteln. Einerseits nähern sich weibliche Jugendliche dem Konsumverhalten der Jungen an und andererseits nimmt bei den männlichen Jugendlichen die Verbreitung des Konsums ab.

### Studien zu Alkoholkonsum und Binge Drinking

Alkohol ist unter Jugendlichen das am weitesten verbreitete Suchtmittel. Insgesamt sinkt seit einigen Jahren die Zahl der alkoholkonsumierenden Jugendlichen. Der regelmäßige Konsum von Alkohol (mindestens 1 x pro Woche) nimmt bei jugendlichen Mädchen und Jungen bundesweit ab, der aktuelle Alkoholkonsum (30 Tage Prävalenz) sinkt vor allen Dingen in den jüngeren Altersgruppen. Jedoch trinkt eine immer kleiner werdende Gruppe von Jugendlichen immer mehr (Baumgärtner, 2009, 7 f.).

Nach den Drogenaffinitätsstudien der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung ist beim Binge Drinking der Anteil der Jugendlichen im Alter von 12 bis 17 Jahren von 22,6% im Jahr 2004 auf 25,5% im Jahr 2007 angestiegen und auf 20,4% im Jahr 2008 abgefallen. Der Rückgang seit 2007 ist bei Jungen mit 7,7% deutlich stärker als bei Mädchen mit 2,4% (BzgA, 2004, 2007, 2008). Insgesamt betreiben aber mehr Jungen als Mädchen Binge Drinking. Anders als z.B. in England, wo Mädchen die

Jungen beim Binge Drinking überholt haben. Nach der Schulbus-Sondererhebung von 2009 hat sich die Konsumverbreitung des Alkohols unter weiblichen Jugendlichen in Hamburg von 54% im Jahr 2007 auf 64% im Jahr 2009 erhöht (Baumgärtner, 2009, 11). Die Schulbuserhebung ist eine vom Büro für Suchtprävention durchgeführte regelmäßige Befragung von Hamburger Schülerinnen und Schülern. Eventuell kann ein Zusammenhang hergestellt werden zu dem deutlichen Anstieg der Verbreitung von Biermixgetränken, die bei weiblichen Jugendlichen besonders beliebt sind. Es zeigt sich, dass unter den im Einzelhandel angebotenen Alkoholsorten die Konsumverbreitung von Biermixgetränken bei Jugendlichen von 24% auf 32% angestiegen ist (ebd.). Der Anstieg des Konsums der Biermixgetränke könnte nach der Schulbus-Sondererhebung von 2009 eventuell auch als ein entscheidender Grund für den Anstieg des als Binge Drinking

beschriebenen Konsummusters genannt werden. Insgesamt ist nach dieser Befragung Binge Drinking bei weiblichen Jugendlichen in Hamburg von 21% im Jahr 2007 auf 27% im Jahr 2009 gestiegen und wird mindestens 1 Mal im Monat praktiziert (ebd., 12).

Im Jahr 2008 wurden in Hamburger Notfallkliniken 358 Kinder und Jugendliche mit einer Alkoholintoxikation stationär behandelt, wovon 57,5% männlich und 42,5% weiblich waren. In der Altersgruppe der 11- bis 17-Jährigen lag der Anteil der weiblichen Patientinnen bei 65,6% (DZSKJ, 2010). Es werden in der letzten Zeit Bedenken geäußert, dass möglicherweise gerade jugendliche Mädchen durch eine erhöhte Aufmerksamkeit in der Bevölkerung relativ früh in Kliniken eingeliefert werden. Dennoch kann man zu dem Schluss kommen, dass jugendliche Mädchen sich an dem unter Jugendlichen europaweit im Trend liegenden Rauschtrinken beteiligen.

### Suchtmittelkonsum, Geschlechterrollen und Gewalt

Die niedersächsische Suchtkonferenz „Sucht und Gewalt – Zwei Seiten einer Medaille“ stellt die spannende Frage, ob der Substanzkonsum nur ein Begleitumstand von Gewalt oder aber dessen Hauptursache ist. Jugendliche Mädchen berichten von sexuellen Übergriffen und sexueller Gewalt in der letzten Zeit auch im Zusammenhang mit exzessivem Alkoholkonsum. Es fallen aber auch alkoholisierte, aggressive und gewaltbereite Mädchen auf. Die vielschichtigen Hintergründe dieser Auffälligkeiten werden deutlicher, wenn die Themen Identitätsentwicklung,

Körperinszenierung und Sexualität genauer betrachtet werden. Über jugendliche Mädchen wird in den letzten Jahren besonders in den Medien berichtet, dass sie in Bezug auf Bildung und soziale Kompetenz die Jungen schon längst überholt haben. Bücher, Zeitschriften und Zeitungsartikel haben den Begriff Alpha-Mädchen kreiert. Jungen und Männer befinden sich in einer Identitätskrise bezüglich ihrer Männlichkeit. Von Krisen jugendlicher Mädchen wird weniger berichtet: Mädchen sind selbstbewusst, sexy, cool, klug und schön!

In Präventionsveranstaltungen und Beratungen jugendlicher Mädchen zeigen sich auch einige „Stolpersteine“, die in der Entwicklung hin zu einer erwachsenen Frau Krisen auslösen können. Das moderne Mädchenbild, immer selbstbewusst, klug, cool, sexy und schön zu sein, stellt hohe Anforderungen. Interessant ist daher die Frage: Wie nutzen Mädchen Suchtmittel, um ihre Vorstellungen von Weiblichkeit zu entwickeln und mit Weiblichkeit verbundene Anforderungen zu bewältigen?

## Weibliche Identitätsentwicklung und Körperinszenierung

Alle jugendlichen Mädchen beschäftigen sich mit der Frage: Wie entwerfe und verhalte ich mich, um als erwachsene, moderne Frau im Jahr 2010 wahrgenommen zu werden? Weibliche Identität und Fragen der Geschlechtszugehörigkeit werden nicht nur von biologischen Faktoren bestimmt, sondern Mädchen orientieren sich auch am Wissen darüber, wie man sich als Frau in dieser Gesellschaft zu verhalten hat. Entwürfe von Weiblichkeit und Frau sein und damit verbundene Anforderungen an Mädchen sind heute

sicher andere als z.B. im Jahr 1960. Bettina Schmid (1998) formulierte in ihrem Buch „Suchtprävention bei konsumierenden Jugendlichen“: „Der insgesamt eher mäßige Konsum leichter und schlanker Zigaretten und der Konsum von Wein und Sekt symbolisiert u.a. Weichheit, Schlank sein, Schönheit und Erotik als typisch weibliche Attribute.“ Ob wir in 2010 noch von ausschließlich weichen Konsumformen bei Mädchen sprechen sollten, steht in Frage und wird auch durch Fakten und Zahlen widerlegt. Vielleicht passt sich das

Konsumverhalten jugendlicher Mädchen den sich wandelnden Mädchenbildern an. Wenn Mädchen in der Pubertät ihre Identität entwickeln und ihre Vorstellung von Weiblichkeit entwerfen, so erfolgt das

- in aktiver Auseinandersetzung mit anderen Jugendlichen sowie
- in aktiver Auseinandersetzung mit Bildern, Normen und Rollenzuweisungen.

Mädchen kopieren nicht einfach, sondern gestalten aktiv ihre Identität.

## Einflussnahme der Medien auf die weibliche Rollenbildung

In der Pubertät richten sich Mädchen besonders an den vorgegebenen Bildern von Weiblichkeit aus. Bilder und Botschaften dienen zur Orientierung und haben eine wichtige Funktion in der Pubertät: Sie bieten vielfältige Möglichkeiten, „sich zu entwerfen“, in verschiedene Rollen und Identitäten zu wechseln und damit zu experimentieren.

Um zu verstehen, woran sich Mädchen orientieren, was sie versuchen in ihr Selbstbild zu integrieren, phasenweise aber auch wieder verwerfen, muss man auf Spurensuche gehen. Wichtig ist die Information, dass Mädchen noch überwiegend die Printmedien nutzen, Jungen hingegen befragen eher das Internet (BzGA Forum, 2-2010). In fast allen Mädchenzeitschriften in den letzten zwei Jahren finden sich Anleitungen,

wie sie cool, selbstbewusst und schön werden. Diese Attribute scheinen einen sehr hohen Stellenwert zu haben. So lautet z.B. die Anleitung für das „1x1 des Cool Seins“ in der Zeitschrift Mädchen, Ausgabe 16:

„So wirst du cooler in fünf Minuten:

- Sei mutig und lauf als Erste mit den brandneuen Trends rum!
- Sei stylish wie die Stars!
- Imponier den Jungs!
- Sei individuell!“

Der Tipp in brandneuen Trends herumzulaufen und stylish wie die Stars zu sein setzt voraus, dass man sich brandneue Trends leisten kann. Den Jungen imponieren! Was imponiert Jungs? Laut der Zeitschrift: Jungs

versaute Witze erzählen! Könnte man Jungs auch mit anderem imponieren, z.B. in dem man eine Flache Wodka auf ex trinkt? Sicher ist vorstellbar, dass das „1x1 des Cool Seins“ für Jungen etwas anders aussehen würde als für Mädchen.

Weitere Beispiele sind die Botschaften „Alles ist erlaubt, der Körper jedoch soll schön sein!“ oder „Schönheit ist machbar!“. Der Körper wird mehr und mehr Objekt der Gestaltung, um das Selbst zu inszenieren. Bis dahin, dass Schönheitsoperationen in manchen sozialen Zusammenhängen selbstverständlich geworden sind. Mädchen orientieren sich also an dem medial vermittelten Ideal des selbstbewussten, starken, klugen, coolen und schönen Mädchens.

## Suchtmittelkonsum als Anerkennungsinstrument

Suchtmittel werden eingesetzt, um diesem Wunschbild von Weiblichkeit zu entsprechen. Was verbinden also jugendliche Mädchen in einer bestimmten Situation mit einem Suchtmittel und welche Botschaft enthält der Gebrauch? Das Glas Sekt oder Whisky z.B., das von einem älteren Jungen einem Mädchen angeboten wird, symbolisiert die Anerkennung von Erwachsenen sein und schon Frau sein. Impliziert wird eine Reife, u.a. für sexuelle Erfahrungen. Nimmt das Mädchen dieses Glas an, sichert der Konsum diese Anerkennung. Eine Flasche Wodka zu trinken, symbolisiert cool, stark und selbstbewusst zu sein, was auch in Interviews von Mädchen so formuliert wird. Es dient vielleicht in einer bestimmten Situation dazu, dem Wunsch stark zu sein zu entsprechen oder Jungen zu imponieren.

Oft geht es darum, einem Wunschbild entsprechen zu wollen, das nicht mit der Realität übereinstimmt. Widersprüche können mit Suchtmitteln „imaginär“ gelöst werden (vgl. Helfferich, 1994). Ein Widerspruch entsteht z.B. dadurch, selbstbewusst und cool wirken zu wollen, aber keinen Ort zu haben, Unsicherheiten, Ängste oder Zurückhaltung leben zu können.

Es stellt sich die Frage, ob das gezeigte Selbstbewusstsein mehr Ausdruck innerer Wunschbilder in Form eines Stils ist oder die Folge realer Erfahrungen. Mädchen wollten schon immer schön sein; selbstbewusst und cool. Vielleicht nicht in dem Maße wie heute, aber wie viel Selbstbewusstsein und Stärke wird Mäd-

chen tatsächlich zugestanden? Zusätzlich müssen Mädchen den Widerspruch lösen, dass zwar Normen und Ziele der „Mittelschicht“ in den Frauenbildern vermittelt werden, diese aber für einen Teil der Mädchen auf Grund sozialer oder kultureller Bedingungen nicht erreichbar sind. Es haben nicht alle Mädchen die Chance, Alpha-Mädchen zu werden. Der Alpha-Mädchen-Diskurs könnte zur Folge haben, dass besonders sozial benachteiligte Mädchen aus dem Blickfeld geraten und nicht wahrgenommen werden.

Deutlich geworden ist, dass Mädchen Suchtmittel nutzen, um ihre Vorstellung von Weiblichkeit zu entwickeln: Durch den Konsum kann das moderne Mädchenbild „cool“ und „selbstbewusst“ wirken zu wollen, unterstützt werden und eine Abgrenzung von „alten“ Weiblichkeitsklischees hergestellt werden. Deutlich wird das an folgendem Interviewauszug: „zum Beispiel ich bin die, die voll viel trinkt und die anderen Mädchen sind halt nicht so, ich gehöre mehr zu den Jungs, weil ich bin einfach so und die Jungs trinken halt mehr ...“ (Maria, 16) (Stumpp et al., 2009, 30). Maria stellt sich als kompetente und erfahrene Trinkerin dar. Sie inszeniert das starke und gewaltbereite Mädchen und grenzt sich so von den gängigen Weiblichkeitsklischees ab (ebd., 31). Dieses Beispiel stellt sicher keinen Einzelfall dar.

Eine weitere Funktion von Suchtmitteln ist der Abbau von Frust und Stress. Bekannte Frust- und Stressfaktoren in der Pubertät sind der Druck in der Schule oder Ausbildung,

Stress mit den Eltern oder Freunden. Aufgrund der Vielfalt, Widersprüchlichkeit und Schnelllebigkeit der „Bilder“ ist aber auch die Orientierung zu einem Stressfaktor geworden. Es ist heute nicht leicht, eine Vorstellung vom eigenen „Selbst“ zu entwickeln. Analysiert man also die Faktoren, die jugendlichen Mädchen Stress machen, kommen einige Frust- und Stressfaktoren hinzu:

- sich gestresst und unter Druck fühlen durch Schule/Ausbildung
- Stress mit Eltern oder Freunden/Freundinnen
- Orientierung in der Bilderwelt/Rollenerwartungen
- Stress, alle Anforderungen des modernen Mädchenbildes zu erfüllen.

Dies wird in einer kleinen Studie zum Thema Binge Drinking von Mädchen bestätigt. „Du kannst so sein wie du sonst nicht sein darfst – für einige Stunden kannst du einfach du selbst sein!“ (Haag, 2007). Der Druck der Selbstdarstellung und das Diktat der Attraktivität wird durch Alkohol gemildert. Warum entsteht in der heutigen Zeit so ein Druck bezüglich des Themas Attraktivität?

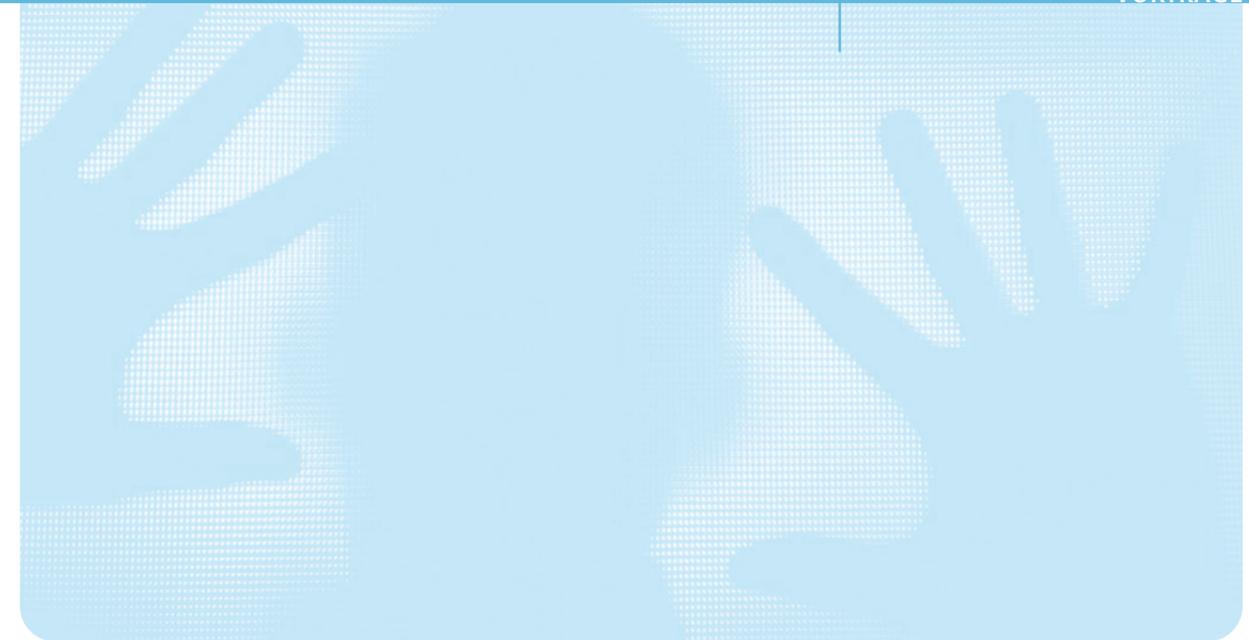
## Die Bedeutung von Attraktivität

In dieser Gesellschaft spielen die Themen Jung und Schön sein eine große Rolle für alle Menschen. Deshalb nehmen in der Pubertät unter Jugendlichen die Themen Körper und Körperinszenierung einen großen Raum ein. Die zentrale Bedeutung des Körpers ist „Adoleszenz typisch“, weil die Entwicklung eines Selbstkonzeptes zur erwachsenen Frau oder zum erwachsenen Mann begleitet ist von großen körperlichen Veränderungen. Das Selbstbewusstsein jugendlicher Mädchen bleibt von diesen körperlichen Veränderungen nicht unbeeinflusst. Das Körperbild wird in der Adoleszenz ständig neu inszeniert und Mädchen gehen eine enge Beziehung zu ihrem Spiegel ein. Monika Bormann (2005) schreibt in einem Aufsatz: „Mädchen in der frühen Phase der Adoleszenz haben verstanden, dass es von nun an um ihre Schönheit gehen wird. Schönheit ist der Wert, mit dem Mädchen und Frauen Macht und Einfluss gewinnen können. Folglich bemühen sie sich um die Herstellung der Schönheit. Die gesellschaftliche Norm „Schön sein“ zu erfüllen, gibt Halt. Das eigene Selbstwertgefühl stellt sich stark über das Aussehen her.“ Körperliche Attraktivität wird zum Element des Selbstbewusstseins und der Bestätigung. Herrschende Schönheitsideale schaffen eine immer größer werdende Diskrepanz zwischen realen Frauenkörpern und Idealen. Das Gefühl, dass etwas am

Körper nicht stimmt, wird größer, da die Ideale immer schlanker und über Computerbearbeitung stark manipuliert werden. Bestätigt wird dies durch eine Robert Koch Studie von 2007: „Ein großer Teil der Kinder und Jugendlichen, vorzugsweise Mädchen und junge Frauen, setzen sich intensiv mit ihrem Erscheinungsbild auseinander und entwickeln, häufig auf Grundlage von Idealbildern, Wunschvorstellungen von ihrer Figur. Es gibt starke Hinweise darauf, dass der Einfluss dieses gesellschaftlichen Ideals beträchtlich ist.“ (Hölling/Schlack, 2007) In einer Teilstudie des Kinder- und Jugendgesundheits surveys „Gefühltes oder tatsächliches Gewicht: Worunter leiden Jugendliche mehr“ von 2008 heißt es: „Mädchen halten sich signifikant häufiger für „ein bisschen zu dick“ oder „viel zu dick“ als Jungen. Die Mädchen, die eigentlich ein Normalgewicht haben, sich aber „zu dick“ fühlen, geben an, sich bezüglich des Selbstwertgefühls und der psychischen Lebensqualität enorm beeinträchtigt zu fühlen (Kurth/Ellert, 2008).“ Interessant an dieser Studie ist, dass die subjektive Einschätzung der Jugendlichen „viel zu dick“ zu sein die Lebensqualität mehr beeinflusst als die objektive. Das heißt, adipöse jugendliche Mädchen, die in ihrer Selbsteinschätzung ihr Gewicht als „genau richtig“ eingestuft haben, weisen eine höhere Lebensqualität auf als Normalge-

wichtige, die sich für „zu dick“ halten (ebd.).

Es wundert also nicht, dass zwei Drittel der Jungen nach der neuesten Bravo Studie von 2009 ihren Körper vollkommen in Ordnung finden, aber nur die Hälfte der Mädchen mit ihrem Körper zufrieden ist. Jede Vierte wäre gerne schlanker. Auffällig sind die gestiegenen Werte im Vergleich zur Studie von 2006 von 18 auf 27% (Bravo, 2009). Genau dieser Zusammenhang macht deutlich, wie stark das Wohlbefinden der Mädchen von in den Medien vermittelten Idealen beeinflusst wird. Welche Rolle spielen hier dann die Suchtmittel genau? In einer Studie zum Thema Rauchen des IFT – Nord (Morgestern et al., 2007) geben Mädchen verstärkt als Konsummotiv an, dass Suchtmittel ihre Stimmung verbessern, also ihr Wohlbefinden beeinflussen. Leider wird nicht weitergehend untersucht, was genau eine Stimmungsschieflage ausmacht. Dieser entscheidende Zusammenhang in der Präventions- und Suchtforschung darf zukünftig nicht ignoriert werden.



## Funktion des Rauschtrinkens

Vor allem die Form des Körpers und die Gestaltung der Körperoberfläche sind für die Mädchen zur Verortung ihres Selbstbildes und ihrer Selbstdarstellung als sexuelles und soziales Wesen so bedeutsam, dass der Körper als „Auseinandersetzungsplattform“ mit der Welt verstanden werden kann. Gefühle wie Wut, Angst oder Unzufriedenheit, aber auch der Umgang mit traumatischen Erlebnissen werden am eigenen Körper verortet. Konflikte und Probleme, die in anderen Zusammenhängen entstehen, führen zu Unzufriedenheit mit dem Aussehen und der Körperform. In der Arbeit von Kajal zeigt sich, dass verschiedene Suchtmittel zur Stimmungsaufhellung und zur Stabilisierung des eigenen Selbstwertgefühls benutzt werden. Zudem verringern sie die Unzufriedenheit mit dem Aussehen. In der Pubertät wird die Vorstellung von Weiblichkeit mithilfe von Bildern und Rollenzuweisungen, aber auch durch andere Jugendliche geprägt.

Dass die Gruppe der Gleichaltrigen eine große Bedeutung hat, zeigt auch die oben genannte Studie zum Rauschtrinken, was fast ausschließlich in der Gruppe stattfindet. Es finden sich gemischte, aber auch reine Mädchengruppen. Die jüngeren Mädchen orientieren sich an den Älteren. Grundsätzlich, so die Ergebnisse dieser Studie, geht es den Jugendlichen beim Rauschtrinken darum:

- ein positives Rauscherlebnis zu haben,
- Kontrolle über den Alkoholkonsum zu behalten, da kein kompletter Kontrollverlust angestrebt wird,
- Trinktoleranz zu entwickeln ohne mit extremen Folgen konfrontiert zu sein und
- Status und Anerkennung „wer verträgt am meisten“ zu erhalten. Cool ist, wer viel verträgt, egal ob Junge oder Mädchen (Stumpp et al., 2009, 20).

Der Gruppenzusammenhalt wird über das Thema Alkohol hergestellt. Alkohol ist das verbindende Moment. Dabei tragen das Reden über das Trinken und über das Verhalten der Einzelnen beim Trinken zum Gruppenzusammenhalt bei.

Als Gründe für das Rauschtrinken wird von Mädchen genannt:

- anwärmen und locker machen
- weniger Hemmungen haben
- leichter mit Jungen kommunizieren
- den Kontakt zu Jungen erleichtern
- nicht mehr schüchtern sein
- eine andere Form des Mädchen-seins leben
- selbstbewusster auftreten (ebd., 20 ff.).



## Weibliches Selbstbild vs. gesellschaftliche Anforderung

Diese Motive decken sich mit Anforderungen an Mädchen und damit, wie ein cooles Mädchen sein sollte: Sie sollte nicht schüchtern sein, wenige Hemmungen haben und selbstbewusst auftreten. Ein cooles Mädchen imponiert mit versauten Witzen. Sie ist auch auf dem Gebiet der Sexualität selbstbewusst. King formulierte (1995): „Zwar geht die kulturelle Bestimmung der Weiblichkeit nicht ohne weiteres in Mütterlichkeit auf... Sexualität dient nicht nur der Fortpflanzung ... aber dennoch ist Weiblichkeit mit Verzicht auf sexuelle Aktivität verknüpft, die längst überfällige kulturelle Symbolisierung weiblichen Begehrens fehlt.“ Schlagen wir die Mädchenzeitschriften und Musikzeitschriften auf, fehlt diese kulturelle Symbolisierung weiblichen Begehrens in 2010 nicht mehr. Lady Gaga, Katy Perry u.a. zeigen diesen Wandel deutlich. Mädchen orientieren sich an diesen Bildern der selbstbewussten, sexuell aufgeschlossenen Frau, wissen aber ihre eigenen Bedürfnisse und Wünsche aus verschiedenen Gründen oft nicht zu benennen und einzufordern. Ein Grund kann die altersbedingte fehlende Erfahrung über Sexualität sein:

Aber können Mädchen so uneingeschränkt sexuelle Erfahrungen machen? Außerdem orientiert sich das Begehren überwiegend an den Wünschen des Mannes. Mädchen lernen sehr früh, für andere begehrter zu sein. Die Wahrnehmung des eigenen Körpers und des eigenen Begehrens kann überdeckt sein von dem Wunsch, dem anderen zu gefallen.

Mädchen müssen sich also per Anforderung, Spielräume für sexuelle Erfahrungen eröffnen. Sie müssen sich mit verschiedenen sexuellen Praktiken auskennen, um Selbstbewusstsein zu demonstrieren und um nicht als uncool zu gelten. Es kann also sein, dass Alkohol mutiger und selbstbewusster macht und genau diese Wirkung von Seiten der Mädchen gewünscht wird. Hinzu kommen weitere widersprüchliche Anforderungen bezüglich des Themas Sexualität an Mädchen:

- Mädchen sollen schon früh sexuelle Erfahrungen machen, aber auch nicht zu früh.
- Mädchen sollen aufgeschlossen sein wie z.B. Katy Perry, aber auch nicht zu forsch.

Beide Anforderungen sind schwer zu balancieren! Mädchen gelten auch heute noch schnell als „Matratze“, wenn sie sich zu früh oder auf viele sexuelle Kontakte einlassen. Alkohol oder Suchtmittel können daher eine große Rolle spielen, um nicht gleich als „Schlampe“ zu gelten. Alkoholisiert ist den Mädchen einfach mehr erlaubt und das wissen sie. Auf Feten, so berichten Mädchen, betrinken sie sich oder tun so, als seien sie betrunken, um mit mehreren Jungen zu knutschen, ohne gleich als „Schlampe“ zu gelten, als eine, die es mit jedem macht. Mädchen entziehen sich angetrunken also einer Stigmatisierung. Gilt bei Jungen das sich Ausprobieren und Mädchen abschleppen als Aufwertung von Männlichkeit, gehen Mädchen immer noch Gefahr ein, an Ruf zu verlieren, wenn sie sexuell aktiv werden. Obwohl die Bilder der Medien eine andere Sprache sprechen, das Betrunken sein bzw. Angetrunken sein kann für Mädchen eine kulturelle Erlaubnis sein, sich sexuell auszuprobieren und zu experimentieren (Haag, 2007, 82).

## Substanzmittelkonsum und sexualisierte Gewalt

Auch Jungen haben Interesse an betrunkenen Mädchen: „weil man sie dann schneller rumkriegen kann!“ heißt es nicht nur in der Studie zum Rauschtrinken (Stumpp et al., 2009, 32). Jungen informieren sich über das Thema Sexualität im Internet und nutzen die Pornoseiten des Internets. Viel diskutiert wird gerade die Frage, ob der Pornokonsum der Jungen Auswirkungen auf deren Realitätskonzeption hat, in dem das Gesehene zur Norm erhoben wird? Man spricht auch von dem so genannten „Normalisierungseffekt“. Gilt also das, was in den Pornos gezeigt wird, als „normale“ Sexualität? Wäre das so, könnte das für das Geschlechterverhältnis durchaus Folgen haben: Auf der einen Seite haben Mädchen, die die Printmedien bevorzugen, ein eher romantisches Ideal von Sexualität und Liebe, auf der anderen Seite orientieren sich Jungen an den Pornofilmen im Internet und machen das zur Grundlage ihres Ideals. Besonders problematisch, weil Mädchen und Frauen in den pornografischen Darstellungen zu Objekten degradiert und oft auch misshandelt werden. Gewalt erfährt dann hier eine Erotisierung.

Im Alltag führt dies zu konflikthafter Situationen: Wie soll ein Mädchen z.B. reagieren, wenn Jungen in der Pause auf ihren Handys Sexualpraktiken und pornografische Bilder zeigen und fragen: Würdest du das

auch tun? Um aufgeschlossen und cool zu sein wie ihre Vorbilder oder um nicht uncool zu sein, müsste sie ja sagen, könnte dann aber von den Jungen immer wieder darauf angesprochen werden. Sie geht das Risiko ein, den Jungen „nicht zu gefallen“. Diese Situation und Varianten dieser Situation sind keine Einzelfälle. Vielleicht sind diese Alltagssituationen der Mädchen der Grund, warum sie einen großen Informationsbedarf laut der Studie der BZgA über Jugendsexualität 2010 haben auch bezüglich der Frage „Sexuelle Praktiken“ (BzGA Forum, 2-2010, 3). Diese weist auch darauf hin, dass weit oben auf der Liste der Themen, zu denen Mädchen sagen sie hätten Informationsbedarf, das Thema sexuelle Gewalt steht (ebd.). 13% der Mädchen deutscher Herkunft und 19% der Mädchen mit Migrationshintergrund sind schon einmal in die Situation geraten, sich gegen unerwünschte sexuelle Annäherungen zur Wehr setzen zu müssen. Diese Studie hat nicht untersucht, ob die sexuellen Übergriffe unter Alkoholeinfluss geschehen (ebd., 6).

Auch in der Studie zum Rauschtrinken Jugendlicher heißt es: Geschlechterunterschiede zeigen sich im Hinblick auf Erfahrungen von sexueller Gewalt. Einige der interviewten Mädchen waren selbst schon Opfer sexueller Gewalt im Zuge von Trinkevents geworden. Jungen dagegen

erwähnten keinen Vorfall, in dem sie Opfer sexueller Gewalt wurden. Aus dem näheren oder fernerem Bekanntenkreis wurde ebenfalls über Opfer von sexueller Gewalt berichtet (Stumpp et al., 2009, 40)! Geschlechterunterschiede zeigen sich aber eben nicht nur beim Thema sexueller Gewalt.

Fazit: Mädchen wollen und sollen per Mädchenbild sexuell aktiv sein. Wo aber verlaufen die Grenzen genau für Mädchen zwischen sexuell aktiv sein, sexueller Annäherung und Übergriffe/ Gewalt? Ein Dilemma: Ein Teil der für die Mädchen wichtigen Auseinandersetzung wird ausgeblendet, wenn Mädchen nur zum Thema gemacht werden, wenn sie Opfer sexueller Gewalt geworden sind. Mädchen wollen über diese Themen sprechen und sich damit auseinandersetzen, weil sie ihre Sexualität nur gestalten und klare Grenzen nur entwickeln können, wenn sie diese Auseinandersetzung führen. Es muss also Raum dafür da sein, über diese vielen Themen im Zusammenhang mit Sexualität zu sprechen. Dieser Raum fehlt aber oft.



## Prävention und Suchthilfe

In der Prävention und Suchthilfe muss das Thema Sexualität eine größere Rolle spielen, weil Mädchen Alkohol und andere Suchtmittel nutzen, um Anforderungen des modernen Mädchenbildes auch in Bezug auf Sexualität zu erfüllen versuchen. Außerdem sind sie als Opfer sexueller Gewalt besonders gefährdet, einen problematischen Umgang mit Suchtmitteln zu entwickeln.

Die schon am Anfang aufgestellte Liste der Frust- und Stressfaktoren muss um weitere Aspekte ergänzt werden:

- sich gestresst und unter Druck fühlen durch Schule/Ausbildung
- Stress mit Eltern oder Freunden/Freundinnen
- Orientierung in der Bilderwelt/Rollenerwartungen
- Stress alle Anforderungen des modernen Mädchenbildes zu erfüllen
- Druck immer attraktiv sein zu müssen
- Druck sich untereinander ständig zu vergleichen und zu bewerten
- widersprüchliche Anforderungen in Bezug auf Sexualität – Balance halten!

Aus diesen Beobachtungen sollte folgende Zielformulierung in der Prävention und Suchthilfe einen höheren Stellenwert bekommen:

„Die Berücksichtigung von Gender in der Suchtarbeit zielt auf die Unterstützung einer mit Wohlbefinden verbundenen Geschlechtsidentität als Mädchen/Frau oder als Junge/Mann, die zur persönlichen Zufriedenheit und Gesundheit der Klientinnen und Klienten beiträgt.“

## Literatur

BAUMGÄRTNER, T.: Jugendlicher Alkoholkonsum unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklung in der Hansestadt Hamburg, 2009.

BORMANN, MONIKA: Ihren Körper im Blick des Mannes erkennen, in Vogt, Irmgard: *Frauen-Körper, Lust und Last*, dgvt – Verlag, Tübingen, Band 2, 2005, S. 41.

BRAVO: Dr.-Sommer-Studie, Liebe! Körper! Sexualität [online], 2009. Verfügbar unter: [http://www.bauermedia.de/dr\\_sommer\\_studie.html](http://www.bauermedia.de/dr_sommer_studie.html) (19.01.2011).

BUNDESZENTRALE FÜR GESUNDHEITLICHE AUFKLÄRUNG (BZgA), Alkohol, Drogenaffinitätsstudie, Köln, BZgA, 2004, 2007, 2008.

BUNDESZENTRALE FÜR GESUNDHEITLICHE AUFKLÄRUNG (BzGA) Forum: 2-2010.

DZSKJ NEWSLETTER, August 2010 „Wie häufig sind Alkoholintoxikationen bei Kindern und Jugendlichen in Hamburg?“ Untersuchung DZSKJ, 2008.

FOGS, Delphi, DZSKJ : Geschlechterspezifische Anforderungen an die Suchthilfe – Gender Mainstreaming in der Suchttherapie von Jugendlichen, *Abschlussbericht im Auftrag des Bundesministeriums für Gesundheit*, 2009, S. 11.

HAAG, MAREN: Binge Drinking als soziale Inszenierung, Zur geschlechtlichen Bedeutung exzessiven Alkoholkonsums, Fördergemeinschaft wissenschaftlicher Publikationen von Frauen e.V., Freiburg 2007, S. 82.

HELFFERICH, CORNELIA: Körper, Jugend, Geschlecht. Die Suche nach sexueller Identität. Opladen, 1994, S. 9.

HÖLLING, H. / SCHLACK, R.: Robert Koch-Institut Berlin: Essstörungen im Kindes- und Jugendalter – Erste Ergebnisse aus dem Kinder- und Jugendgesundheitsurvey (KiGGS), 2007, S. 798.

KING, VERA: Geburtswunden der Weiblichkeit-verkehrte Entbindung, in Flaake, King, *Weibliche Adoleszenz*, Campus, 1995, S. 105.

KURTH, B. / ELLERT, U.: „Gefühltes oder tatsächliches Gewicht: Worunter leiden Jugendliche mehr“, *Deutschen Ärzteblatt*, 2008, 105 (23), S. 406–412.

MORGENSTERN, DR. MATTHIS / WIBORG, DR. GUDRUN / HANEWINKEL, DR. REINER: Rauchen im Jugendalter: Geschlechtsunterschiede, Rolle des sozialen Umfelds, Zusammenhänge mit anderen Risikoverhaltensweisen und Motivation zum Rauchstopp – Ergebnisse einer Schülerbefragung Institut für Therapie- und Gesundheitsforschung (IFT-Nord) April 2007, im Auftrag der DAK.

SCHMIDT, BETTINA: Suchtprävention bei konsumierenden Jugendlichen. Weinheim/München, 1998, S. 80.

STUMPP, STAUBER, REINL: Jugend und Rauschtrinken; Einflussfaktoren, Motivation und Anreize zum Rauschtrinken bei Jugendlichen, Tübingen 2009.

## Gewalterleben und -verhalten von Jugendlichen mit Substanzkonsum

Gewalttätiges Handeln und der Konsum von psychotropen Substanzen sind Verhaltensweisen, die im Jugendalter oftmals gemeinsam auftreten können. Nicht nur Gewalterfahrungen, sondern auch der riskante Subs-

tanzkonsum, insbesondere von Alkohol, sind potenziell mit schwerwiegenden Konsequenzen für die physische und psychische Gesundheit der Jugendlichen verbunden. Sowohl nationale als auch inter-

nationale Studien verdeutlichen die Interdependenz beider Risikoverhaltensweisen. Doch in welchem Ausmaß sich diese beeinflussen, muss differenziert betrachtet werden.

### Substanzkonsum Jugendlicher

Eine Vielzahl von Studien über jugendlichen Substanzkonsum zeigt, dass Erfahrungen mit psychotropen Substanzen ein fester Bestandteil der Jugendkultur sind und der Konsum in der Freizeitgestaltung eine bedeutende Rolle spielt.

#### Tabakkonsum

Seit einigen Jahren kann ein Rückgang im Konsum von Tabak bei Jugendlichen verzeichnet werden. So sank die Zahl der aktuellen Raucherinnen und Raucher im Alter von 12 bis 17 Jahren bei den Jungen von 27% im Jahr 2001 auf 15% im Jahr 2008 und bei den Mädchen von 28% (2001) auf 16% (2008). Sind bei den Konsumerfahrungen sowohl bei der Lebenszeitprävalenz von Tabak als auch im aktuellen Konsum

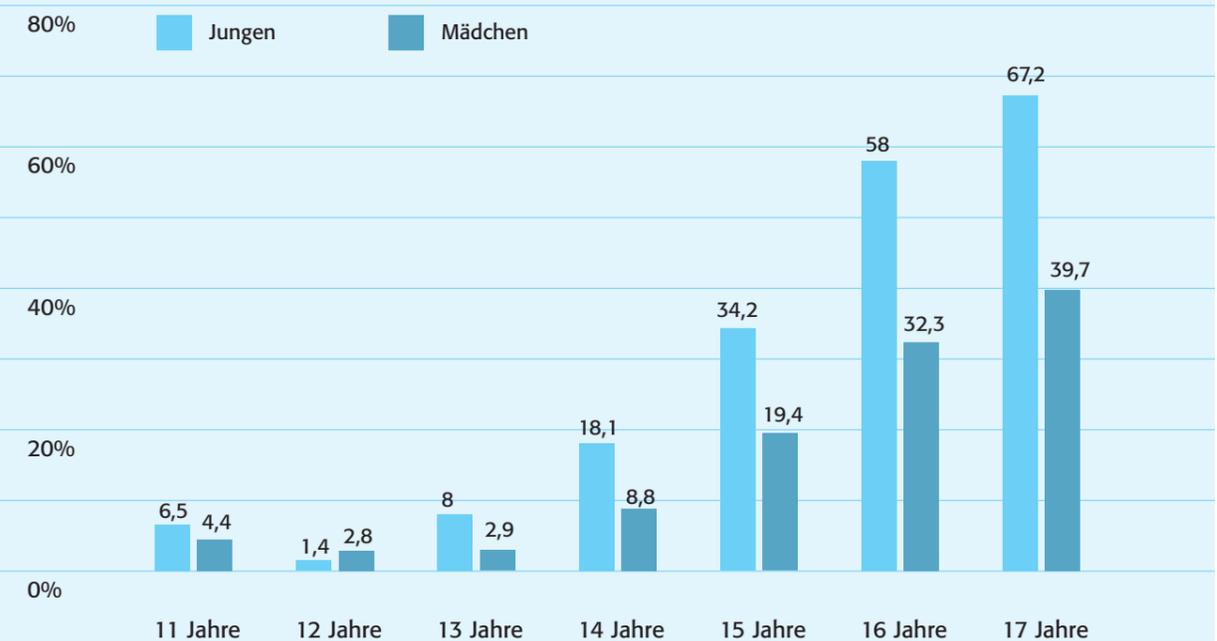
die Geschlechtsunterschiede gering, so zeigen sich jedoch bei Betrachtung der Frequenzen des Tabakkonsums deutliche Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen. So gaben in der Europäischen Schülerstudie zu Alkohol und anderen Drogen (ESPAD) von Kraus, Papst und Steiner (2007) mehr Jungen als Mädchen der 9. und 10. Klassen an, 10 Zigaretten und mehr geraucht zu haben.

#### Alkoholkonsum

Die von den Jugendlichen am häufigsten konsumierte legale psychoaktive Substanz ist nach wie vor Alkohol. In der ESPAD-Schülerbefragung gaben 96% der Schülerinnen und Schüler an, in ihrem Leben bereits Alkohol getrunken zu haben,

82% der Jugendlichen haben in den letzten 30 Tagen vor der Befragung Alkohol getrunken. Die Geschlechtsunterschiede zwischen Jungen und Mädchen sind beim Konsum von Alkohol größer als die beim Konsum von Tabak. In der Abbildung 1 werden neben der wichtigen Einstiegsphase von Jungen und Mädchen auch die sich verändernden Geschlechtsunterschiede im regelmäßigen Alkoholkonsum mit zunehmendem Alter dargestellt. So tranken im Alter von 15 Jahren etwa 34% der Jungen und 19% der Mädchen regelmäßig (mindestens einmal in der Woche) Alkohol und bereits im Alter von 16 Jahren gaben dies 58% der Jungen und 32% der Mädchen an (Lampert & Thamm, 2007).

ABB. 1: REGELMÄßIGER ALKOHOLKONSUM (MINDESTENS EINMAL PRO WOCHE) BEI 11- BIS 17-JÄHRIGEN JUNGEN UND MÄDCHEN



Quelle: Lampert & Thamm, 2007

#### Riskanter Alkoholkonsum

Um Aussagen über das Konsumverhalten von Jugendlichen und ihren riskanten Umgang mit psychoaktiven Substanzen zu treffen, sind Angaben zur durchschnittlichen Menge des Konsums von Alkohol nicht ausreichend. Wichtiger ist die Analyse riskanter Konsummuster von Jugendlichen, zu denen die Häufigkeit der Rauscherfahrungen sowie exzessive Alkoholkonsummuster, wie das „binge drinking“, gezählt werden können. Den Ergebnissen der ESPAD-Schülerbefragung zufolge, hat sich die Anzahl der Jugendlichen mit

Rauscherfahrungen für den Zeitraum der letzten 30 Tage von 2003 bis 2007 von 38% auf 33% verringert. Hinsichtlich der geschlechtsspezifischen Betrachtung wird deutlich, dass mehr Mädchen als Jungen von keinem Rauscherlebnis in diesem Zeitraum berichten und mehr als doppelt so viele Jungen angaben, sechs und mehr Rauscherlebnisse im letzten Monat gehabt zu haben. Geschlechtsunterschiede finden sich auch beim „binge drinking“ wieder. So gaben 2007 etwa 60% der Jugendlichen an, in den letzten 30 Tagen vor der Befragung „binge

drinking“, also den Konsum von fünf oder mehr Einheiten Alkohol bei einer Gelegenheit, betrieben zu haben. Die Ergebnisse der Drogenaffinitätsstudie der BZgA verdeutlichen das riskante Konsumverhalten der Jugendlichen: 6,6% der Jungen (5,8% der Mädchen) im Alter von 12 bis 17 Jahren konsumierten eine selbst für Erwachsene riskante Alkoholmenge. 2,5% der Jungen (1,5% der Mädchen) fallen in die Gruppe, die gefährlichen Konsum von Alkohol betrieben hat.

TABELLE 1: GEWALTVERHALTEN VON KÖLNER JUGENDLICHEN (MITTELWERTE, STANDARDABWEICHUNGEN (SD) UND ERGEBNISSE DER T-TESTS IN DEN GEWALT-INDIZES)

	Gewalt gesamt	Mädchen	Jungen
<b>Psychische Gewalt</b>	1,82 (SD = 2,10)	1,44 (SD = 1,82)	2,21 (SD = 2,29)
<b>Physische Gewalt</b>	0,75 (SD = 1,70)	0,50 (SD = 1,02)	1,14 (SD = 1,97)
<b>Dissoziales Verhalten</b>	0,61 (SD = 1,26)	0,50 (SD = 1,02)	0,72 (SD = 1,45)
<b>t-test</b>	sig.	sig.	sig.

Quelle: Klein & Schaunig-Busch, 2008

## Gewaltverhalten Jugendlicher

Ein ebenso häufiges gezeigtes Verhalten neben dem Konsum von psychotropen Substanzen ist das Ausüben von Gewalt. Forschungsergebnisse legen dar, dass gewalttätiges Verhalten von Jugendlichen kein seltenes Phänomen ist. Allerdings zeigen diese Studien ebenso auf, dass die überwiegende Mehrheit der Jugendlichen nicht gewalttätig oder gewaltbereit ist. Es ist nur eine kleine Minderheit von Schülerinnen und Schülern, die regelmäßig, insbesondere physische Gewalttätigkeiten, begehen.

### Studie zu Substanzkonsum und Suchtgefährdung bei Jugendlichen

In der Regionalen Monitoring Studie von 2008, einer Studie zu Substanzkonsum und Suchtgefährdung bei Jugendlichen in Köln, wurden Schülerinnen und Schüler über ihr Gewaltverhalten und -erleben befragt. Zur Analyse der Gewalthäufigkeit und Unterscheidung des Gewaltverhaltens für unterschiedliche Substanzkonsummuster wurden in Anlehnung an Fuchs et al. (2005) stan-

dardisierte Indizes gebildet. Folgende Indizes wurden auf Basis von 34 Items durch Summierung gebildet: psychisches Gewaltverhalten, physisches Gewaltverhalten sowie sonstige dissoziale Verhaltensweisen. Die Indizes liegen auf einer Skala von 0 (überhaupt keine Gewalt) bis 10 (maximales Ausmaß von Gewalt). Durch unterschiedliche Itemanzahl für die drei Indizes ergeben sich unterschiedliche additive Werte. Daher wurden diese durch Standardisierung auf den Wertebereich 0 bis 10 angeglichen und können so miteinander verglichen werden.

### Ergebnisse

Wie in anderen Studien zum Gewaltverhalten bei Jugendlichen zeigen sich auch in der Kölner Studie erwartungsgemäß signifikante Geschlechtsunterschiede mit höherer Gewaltausprägung bei den Jungen in allen drei Gewaltbereichen (siehe Tabelle 1), besonders deutlich im Bereich physischer Gewalt. Sowohl bei Mädchen als auch bei Jungen ist die psychische Gewalt am stärksten ausgeprägt. Bei

dem Erleben von Gewalttätigkeiten zeigen sich ebenfalls signifikante Geschlechtsunterschiede mit höherer Ausprägung bei den Jungen, vor allem in dem Bereich der physischen Gewalt, aber auch bei den sonstigen dissozialen Verhaltensweisen, jedoch nicht im Bereich der psychischen Gewalt. Jungen üben demnach nicht nur mehr physische Gewalt aus als Mädchen, sie werden auch mehr als doppelt so häufig Opfer physischer Gewalt. In allen drei Gewaltbereichen sind Jungen und Mädchen gleichermaßen am stärksten als Opfer von psychischer Gewalt betroffen. Ähnlich den Ergebnissen aus anderen Schülerstudien ließen sich in der Kölner Studie signifikante Unterschiede im Bereich psychischer und physischer Gewalt sowie im Bereich des dissozialen Verhaltens zwischen den Jahrgangsstufen nachweisen. Bei psychischen Gewalttätigkeiten zeigt sich die höchste Gewaltausprägung bei den Schülerinnen und Schülern der Jahrgangsstufen 8 bis 10, die als so genannte Gewaltspitze identifiziert werden kann. Neben den alterstypi-

TABELLE 2: EINTEILUNG IN KONSUMENTENTYPEN NACH DER MONATSPRÄVALENZ FÜR TABAK, ALKOHOL UND CANNABIS

Konsumententypen	Tabak: aktuelles Rauchen	Alkohol: Monatsprävalenz mind. einmal	Cannabis: Monatsprävalenz mind. einmal	Anteil an Schülerinnen
<b>Typ 1: kein aktueller Konsum</b>	nein	nein	nein	48,00%
<b>Typ 2: nur Alkohol</b>	nein	ja	nein	4,30%
<b>Typ 3: Tabak und Alkohol</b>	ja	ja	nein	27,20%
<b>Typ 4: nur Tabak</b>	ja	nein	nein	0,10%
<b>Typ 5: Alkohol und Cannabis</b>	nein	ja	ja	12,50%
<b>Typ 6: Tabak und Cannabis</b>	ja	nein	ja	1,14%
<b>Typ 7: nur Cannabis</b>	nein	nein	ja	0,40%
<b>Typ 8: Alkohol, Tabak und Cannabis</b>	ja	ja	ja	6,10%

Quelle: Klein & Schaunig-Busch, 2008

schon und geschlechtsspezifischen Einflussmerkmalen ist das Ausmaß aggressiven Handelns überdies von der jeweiligen Schulform abhängig. An den Förderschulen sowie an Haupt- und Realschulen in Köln kommen Gewalttätigkeiten häufiger vor als an Gymnasien und Gesamtschulen. Die Ergebnisse stimmen mit denen anderer Forschungsergebnisse überein, bei denen insbesondere im Bereich der physischen Gewalt die Förder- und Hauptschülerinnen und -schüler deutlich höhere Werte aufweisen als Gymnasiastinnen und

Gymnasiasten (vgl. auch Baier & Pfeiffer, 2007; Fuchs et al., 2005; Lösel, Bliesener & Averbeck, 1999; Schwind et al., 1997; Tillmann, 1999). Viele Studien zum Gewaltverhalten von Jugendlichen weisen ähnliche Gewalttraten auf. So haben rund die Hälfte aller Jungen und Mädchen im Alter von 13 bis 17 Jahren in den letzten 12 Monaten mindestens einmal eine andere Person schikaniert bzw. gehänselt. Die am häufigsten ausgeübte Gewalt ist somit die psychische Gewalt in Form von verbalen Attacken, Beschimpfungen und Be-

leidigungen. Nur eine kleine Minderheit ist demnach zu dem potenziellen gewaltbereiten Täterkreis zu zählen, der Gewalttätigkeiten regelmäßig begeht. Studien von Tillmann et al. (1999), Fuchs et al. (2005) und Schwind et al. (1997) konnten übereinstimmend feststellen, dass die Mehrheit der Schülerinnen und Schüler an physischen Gewalttätigkeiten unbeteiligt sind und nur ein geringer Anteil von ca. 2–5% zu dem so genannten harten Kern gehört.

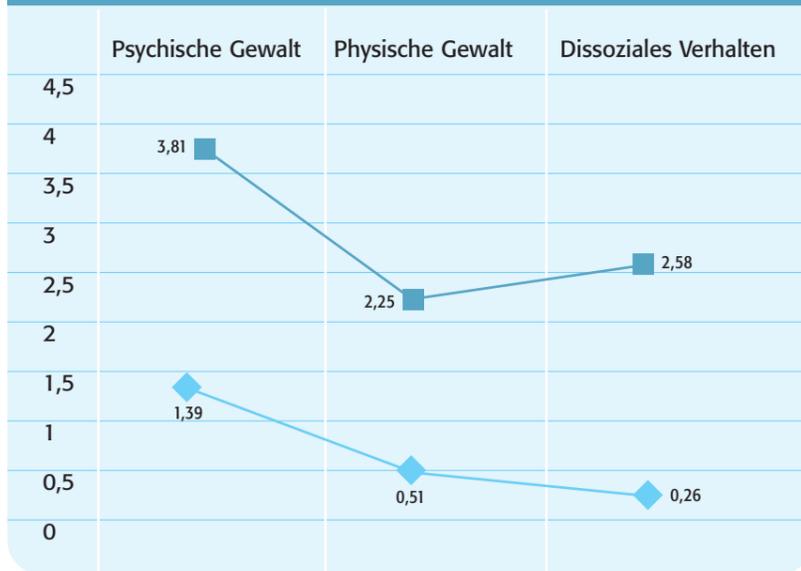
## Gewaltverhalten und Substanzkonsum Jugendlicher

In der Regionalen Monitoring Studie aus Köln (2008) wurde neben dem Gewaltverhalten auch der Substanzkonsum von Jugendlichen untersucht und eine Bestimmung verschiedener Konsumententypen unter Berücksichtigung des aktuellen Konsums (Monatsprävalenz) vorgenommen.

Die Tabelle 2 stellt die unterschiedlichen Konsumententypen dar. Dabei zeigt sich, dass die überwiegende Mehrheit der Schülerinnen und Schüler der Kategorie der abstinenten Jugendlichen zuzuordnen ist und etwa 6% der befragten Jugendlichen in die Extremkategorie fallen, in der

sowohl Tabak, Alkohol als auch Cannabis konsumiert werden. In einem Vergleich von Konsumententyp 1 (kein aktueller Konsum von Tabak, Alkohol und Cannabis) mit Konsumententyp 8 (aktueller Konsum von Tabak, Alkohol und Cannabis) konnte gezeigt werden,

**ABB. 2: GEWALT-INDIZES BEI JUGENDLICHEN OHNE SUBSTANZKONSUM IM LETZTEN MONAT UND JUGENDLICHEN, DIE MINDESTENS EINMAL ALKOHOL, TABAK UND CANNABIS IM LETZTEN MONAT KONSUMIERT HABEN**



Quelle: Klein & Schaunig-Busch, 2008

dass jene Jugendliche, die einen aktuellen Konsum angeben, in allen drei Gewaltbereichen im Durchschnitt häufiger sowohl Gewalttäter als auch Gewaltopfer sind, als die Jugendlichen, die im letzten Monat vor der Befragung keine Substanzen konsumiert haben (Abbildung 2 und 3).

**Alkoholkonsum und Gewalt-handeln**

Hinsichtlich des Konsums von Alkohol zeigten sich, wie in Abbildung 4 dargestellt, signifikante Unterschiede in der Gewaltausprägung in allen drei Gewaltbereichen zwischen Schülerinnen und Schülern, die im letzten Monat vor der Befragung keinen Alkohol getrunken haben („Nicht-KonsumentInnen“) und denjenigen, die in diesem Zeitraum sechs Mal oder öfter Alkohol konsumiert haben („KonsumentInnen“). Zwar sind im Bereich der psychischen und phy-

sischen Gewalt die Unterschiede in der Gewaltausprägung geringer, dennoch ist die Gewaltausprägung bei den häufig konsumierenden Jugendlichen (sechs Mal und öfter im letzten Monat) noch etwa doppelt so hoch wie bei den nicht-konsumierenden Jugendlichen.

**Tabakkonsum und Gewalthandeln**

Auch bei dem Konsum von Tabak unterscheiden sich diejenigen Jugendlichen ohne aktuellen Konsum von denjenigen, die aktuell gelegentlich oder regelmäßig rauchen hinsichtlich ihres Gewaltverhaltens (siehe Abbildung 5). Die geringsten Unterschiede hinsichtlich der Gewaltausprägung bestehen im Bereich der psychischen Gewalt. Im physischen Gewaltbereich weisen die Schülerinnen und Schüler, die aktuell rauchen, eine fast drei Mal höhere Gewaltausprägung auf, als diejenigen, die aktuell keinen Tabak konsumieren.

◆ KonsumentInnentyp 1  
■ KonsumentInnentyp 8

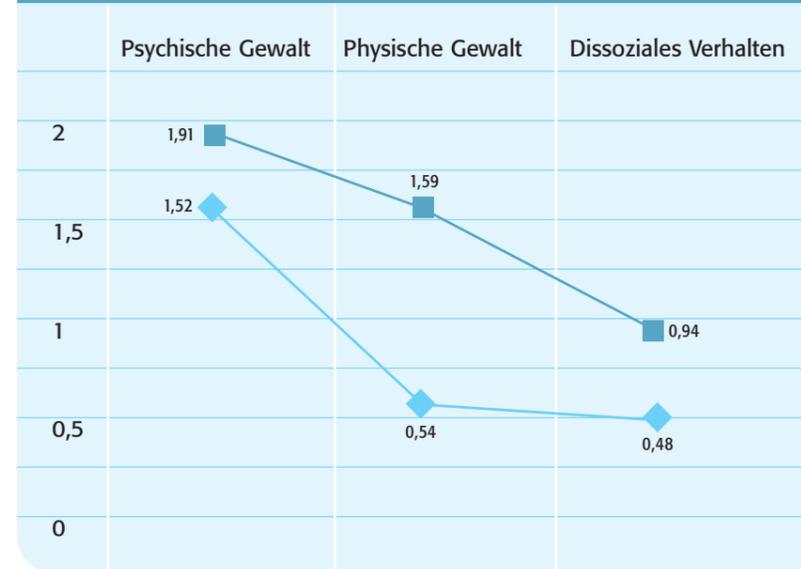
**Cannabiskonsum und Gewalthandeln**

Abbildung 6 zeigt signifikante Unterschiede zwischen Cannabis konsumierenden und nicht-konsumierenden Schülerinnen und Schülern und der Ausübung von Gewalt in allen drei Gewaltbereichen. Aktuelle Konsumentinnen und Konsumenten von Cannabis (Jugendliche mit mindestens einem Cannabiskonsum im letzten Monat) weisen in allen drei Bereichen höhere Gewaltausprägungen auf als Schülerinnen und Schüler, die noch nie Cannabis in ihrem Leben konsumiert haben. Die Gewaltausprägung im psychischen Bereich ist bei einem Konsum im letzten Monat mehr als doppelt so hoch wie bei Schülerinnen und Schülern mit keinerlei Cannabiserfahrung in ihrem Leben.

**Trinkmuster und Gewalthandeln**

Die Studie „Alkohol und Gewalt im Jugendalter“, die von der Stiftung SFA durchgeführt wurde und auf den Daten der ESPAD-Studie von 2003 basiert, untersucht ebenfalls den Zusammenhang zwischen Alkoholkonsum und Gewaltverhalten von Jugendlichen und legt den Schwerpunkt auf die verschiedenen Trinkmuster und Gewalt. Die Ergebnisse belegen, dass Jugendliche mit problematischem Alkoholkonsum deutlich mehr Gewaltverhalten zeigen. Auf eine relativ kleine Gruppe von Jugendlichen, die einen problema-

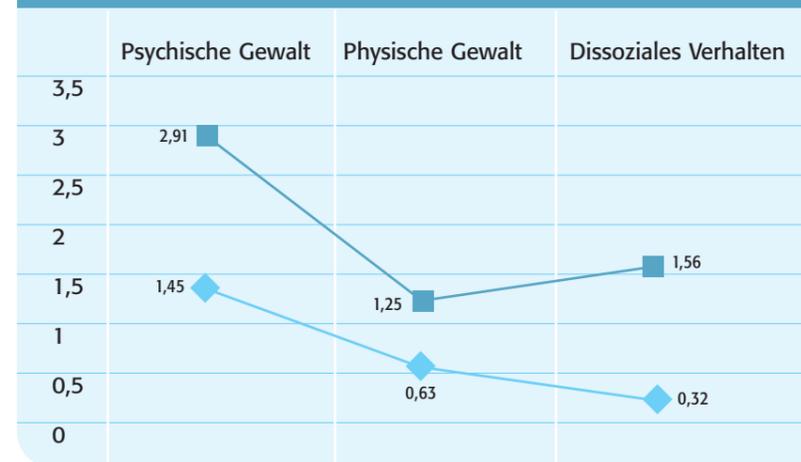
**ABB. 3: GEWALT-INDIZES DES KONSUMTYPEN-VERGLEICH OPFER**



Quelle: Klein & Schaunig-Busch, 2008

◆ KonsumentInnentyp 1  
■ KonsumentInnentyp 8

**ABB. 4: GEWALT-INDIZES BEI JUGENDLICHEN, DIE IM LETZTEN MONAT VOR DER BEFRAGUNG KEINEN ALKOHOL GETRUNKEN HABEN UND JUGENDLICHEN, DIE IM LETZTEN MONAT 6 MAL ODER ÖFTER ALKOHOL GETRUNKEN HABEN**

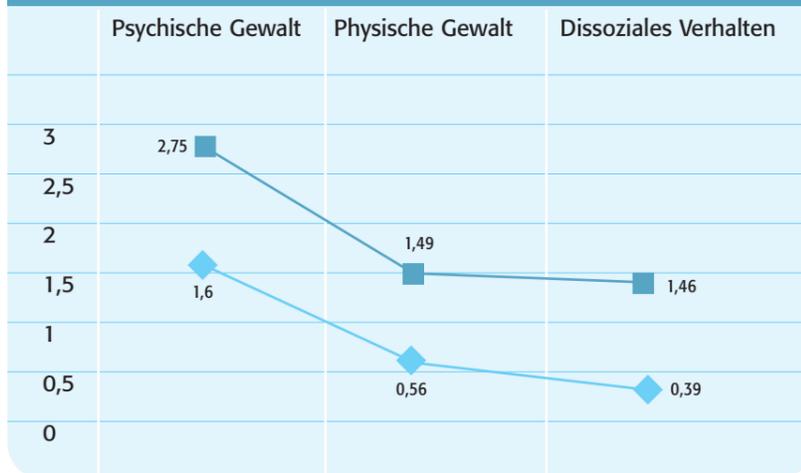


Quelle: Klein & Schaunig-Busch, 2008

◆ Abstinente  
■ StarkkonsumentInnen

tischen Alkoholkonsum aufweisen, entfällt ein großer Teil der ausgeübten Gewalttaten. So machen die 25% hochrisiko-konsumierenden Jugendlichen zwischen 50 und 60% der Gewaltakte aus, allerdings erleiden diese aber auch 40 bis 50% der verübten Gewalt. Die 15% der hochrisiko-konsumierenden Mädchen machen zwischen 40 und 50% der ausgeübten und 30 bis 40% der erlittenen Gewalt aus. Weiterhin konnte gezeigt werden, dass die Jugendlichen mit problematischem Alkoholkonsum auch in anderen Bereichen (z.B. in der Beziehung zu den Eltern, Schulabsentismus sowie Tabak- und Cannabiskonsum) verhaltensauffällig sind. Hinsichtlich der Opferperspektive zeigte sich, dass selten-konsumierende Jugendliche, selbst wenn sie Rauschtrinken, ein weniger erhöhtes Risiko haben, Opfer von Gewalt zu werden als hochrisiko-konsumierende Jugendliche. Kuntsche, Gmel und Annaheim (2006) konnten ebenfalls in ihrer Sekundäranalyse der ESPAD-Schülerbefragung zeigen, dass die absolute Zahl der Gewaltakte bei Mädchen deutlich geringer ist als bei Jungen, Alkohol allerdings bei Mädchen eine größere Rolle bei dem Ausüben gewalttätiger Verhaltensweisen spielt. So sind etwa 2/3 der körperlichen Gewalt bei Mädchen alkoholbedingt. Die Ursache könnte in der größeren Hemmschwelle zur Gewaltausübung bei Mädchen liegen. Erst unter Alko-

**ABB. 5: GEWALT-INDIZES ZWISCHEN JUGENDLICHEN, DIE IN DEN LETZTEN 30 TAGEN VOR DER BEFRAGUNG NICHT GERAUCHT HABEN UND JUGENDLICHEN, DIE IN DEN LETZTEN 30 TAGEN GELEGENTLICH ODER REGELMÄßIG GERAUCHT HABEN**

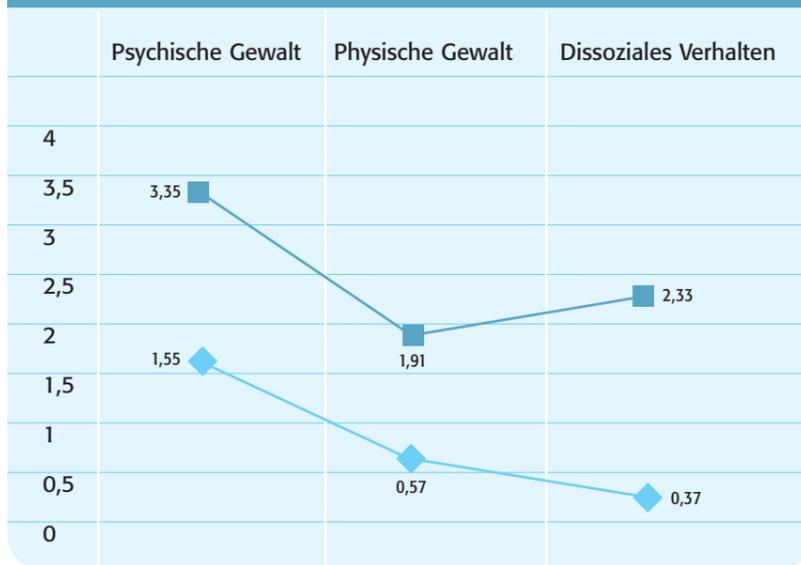


Quelle: Klein & Schaunig-Busch, 2008

◆ NichtraucherInnen  
■ RaucherInnen

holeinfluss können Gefühle, wie z.B. Wut oder Aggressivität, die bei Mädchen eher unerwünscht sind und nicht gezeigt werden sollen, erlebt und ausgelebt werden. Gleichwohl zeigen die Ergebnisse, dass die Vielzahl der Schülerinnen und Schüler (39%) risikoarm Alkohol konsumieren. So weisen abstinenten und risikoarm-konsumierende Schülerinnen und Schüler eine geringe Wahrscheinlichkeit auf, gewalttätiges Verhalten zu zeigen. Hinsichtlich eines Opfer-Täter-Rollengefüges konnte festgestellt werden, dass bei jenen Jugendlichen, die sowohl Opfer als auch Täter sind, der Alkoholkonsum am stärksten war. Insbesondere hochrisikoreich Konsumierende üben auffallend häufig Gewalt aus oder werden zum Opfer von Gewalt (Mädchen und Jungen) (Kuntsche, Gmel und Annaheim, 2006).

**ABB. 6: GEWALT-INDIZES ZWISCHEN SCHÜLERINNEN, DIE IN IHREM LEBEN NOCH NIE CANNABIS KONSUMIERT HABEN UND SCHÜLERINNEN, DIE IM LETZTEN MONAT VOR DER BEFRAGUNG MINDESTENS EINMAL CANNABIS KONSUMIERT HABEN**



Quelle: Klein & Schaunig-Busch, 2008

◆ Cannabisunerfahrene  
■ CannabiskonsumentInnen

Auch die Ergebnisse der Studie von Baier, Pfeiffer, Simonson & Rabold (2009) weisen einen Zusammenhang von Alkohol und Gewalt auf. So gehörten Jugendliche, die in den letzten 12 Monaten mindestens wöchentlich Alkohol konsumiert haben, drei bis vier Mal häufiger zur Gruppe der Gewalttäter bzw. Gewalt-Mehrfachtäter als Jugendliche, die dies nie oder höchstens selten (d.h. maximal mehrmals pro Monat) getan haben. Bei Jugendlichen, die Cannabis konsumieren, ist jeder dritte seltene (d.h. maximal mehrfach monatlich) Konsument bzw. jede dritte seltene Konsumentin von Cannabis ein Gewalttäter bzw. eine Gewalttäterin (34%). Bei Jugend-

lichen, die häufig Cannabis konsumieren, ist es sogar jeder bzw. jede Zweite (54%). Bei abstinenten Jugendlichen beträgt der Anteil an Gewalttäterinnen und -tätern lediglich 10%. Fuchs et al. (2005) konnten in ihrer Befragung bayrischer

Schülerinnen und Schüler feststellen, dass der häufige Konsum von Drogen bereits die Einstellung zu Gewalt verändert. „Je häufiger Drogen jeder Art konsumiert werden, desto mehr verändert sich die Einstellung zur Gewalt im Sinne einer tendenziellen

Akzeptanz“ (Fuchs et al., 2005). Auch hier wiesen diejenigen Jugendlichen die stärkste Gewaltablehnung auf, die abstinent waren.

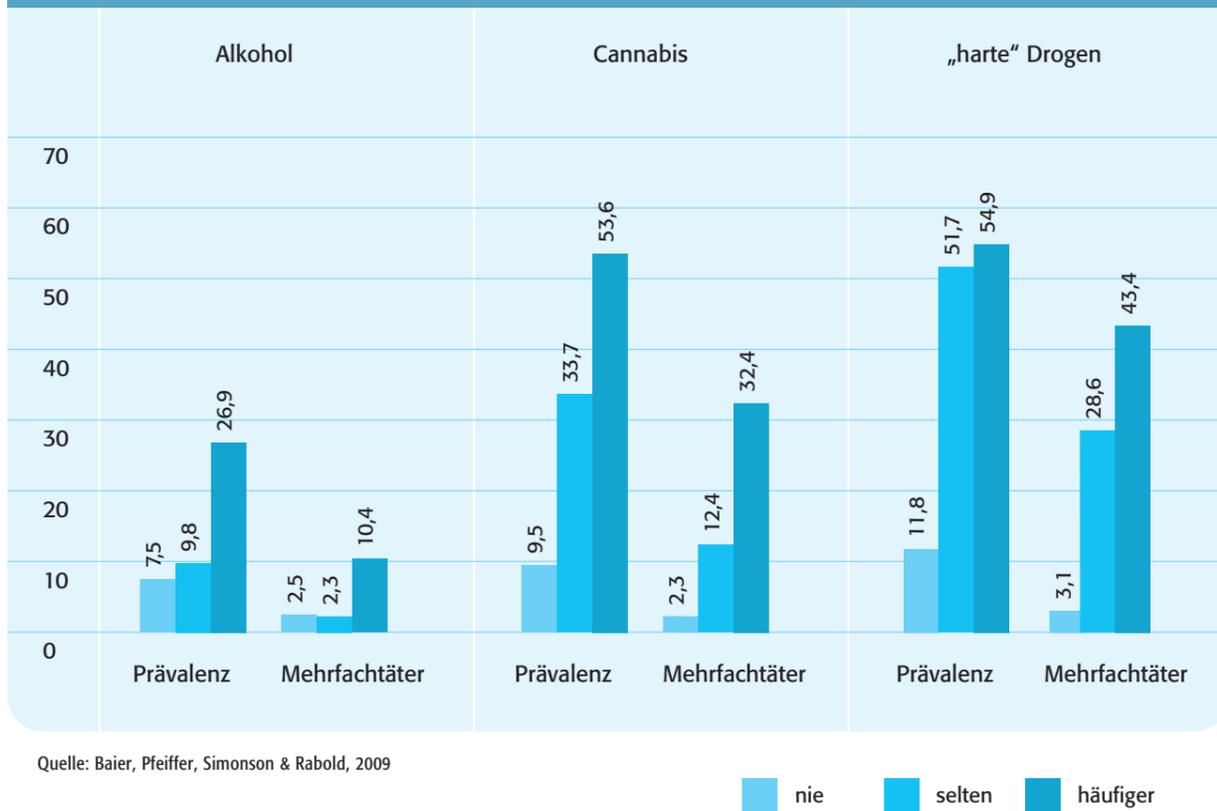
### Bedingungsfaktoren für Substanzkonsum und / oder Gewaltverhalten

Die Erklärungsmuster und Bedingungsfaktoren für Gewaltverhalten und Substanzkonsum im Jugendalter weisen Ähnlichkeiten auf (Seifert, 2000). Vor allem in dem Bereich der Familie gibt es Überschneidungen der Erklärungsmuster, die sowohl das Auftreten von Substanzkonsum als auch das Gewaltverhalten von Jugendlichen bedingen. Studien zu familiärer Gewalt verweisen darauf, dass das Alkoholtrinken vor allem bei Männern einen enormen Einfluss auf deren Gewaltverhalten gegenüber Familienmitgliedern hat (Klein, 1995). Dass das soziale Umfeld, insbesondere die Familie, ebenso Einfluss auf das Substanzkonsumverhalten der Jugendlichen nimmt, konnten Fuchs et al. (2005) feststellen: „Wer zu Hause häufiger oder häufig Gewalt erlebt, nimmt öfter Drogen zu sich, wer dagegen keine oder nur sehr wenige Gewalterfahrungen macht, konsumiert sie am seltensten“. Vor allem jüngere Schülerinnen und Schüler im Alter zwischen 10 und 13 Jahren reagieren sehr sensibel auf Gewalterfahrungen in der Familie. Weiterhin stellen Fuchs et al. (2005) fest, dass Jugendliche umso häufiger

Drogen zu sich nehmen, je geringer das Interesse der Eltern an schulischen Belangen ist. Besonders gilt dies für legale Drogen und Cannabis. Gewalterfahrungen, ob mittel oder unmittelbar, beeinflussen sowohl das Gewalt- als auch das Konsumverhalten von Jugendlichen (Fuchs et al., 2005). Einen weiteren einflussreichen Aspekt für Gewaltverhalten und Substanzkonsum stellt die Gleichaltrigengruppe dar (Schindler & Baier, 2008). Je devianter die Clique ist, der die Jugendlichen angehören, desto ausgeprägter ist der Umgang mit psychotropen Substanzen, vor allem gilt dies für legale Drogen, Cannabis und Aufputschmittel (Fuchs et al., 2005). Bedeutsam in diesem Zusammenhang ist die Mitläuferproblematik, bei der Jugendliche Gewaltverhalten zeigen oder bei Substanzkonsum mitmachen, obwohl solche Handlungen grundsätzlich nicht zu ihrem habituellen Repertoire gehören (Flammer & Alsaker, 2002). Ob Jugendliche ein Drogenangebot erhalten und ob sie eben dieses annehmen oder ablehnen, hängt stark davon ab, wie weit der Gebrauch der Substanzen im Freundeskreis der

Jugendlichen verbreitet ist. Je mehr Mitglieder in der Clique psychotrope Substanzen konsumieren, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, ein oder mehrere Drogenangebote zu erhalten (Stander et al., 2005). Gesundheitsgefährdende Verhaltensstile Jugendlicher, wie Gewalt und Substanzkonsum und die damit einhergehenden Gesundheitsbeeinträchtigungen, sind verschiedenartige Symptome von Belastung und Beanspruchung, denen die Jugendlichen durch die unterschiedlichen Lebens- und Entwicklungsanforderungen ausgesetzt sind. Faktoren, wie ungewisse Zukunft, drohende Arbeitslosigkeit oder steigender Leistungsdruck, können auf viele Jugendliche belastend wirken. Bereits die von Jessor und Jessor 1977 begründete „Problem-Behavior Theorie“ beinhaltet, dass die Bereitschaft für Risiko- und Problemverhalten von Jugendlichen auf bestimmte Faktoren zurück geht, wie die der Persönlichkeit, der Umwelt, des sozialen Verhaltens, und diese unter einem einzigen Konstrukt subsumiert werden (Matter et al., 2005 zitiert nach Jessor & Jessor, 1977).

ABB. 7: KONSUM VERSCHIEDENER DROGEN UND GEWALTÄTTERSCHAFT – PRÄVALENZ UND MEHRFACHTÄTER (IN %; GEWICHTETE DATEN, SIGNIFIKANT BEI  $P < .001$ )



## Fazit für die Praxis

Einzelne Verhaltensweisen der Jugendlichen treten nicht isoliert auf, sondern sind in ein umfassendes gesundheitsbezogenes Verhaltensrepertoire eingebettet. Neben der Beachtung von multiplen Problemverhalten in der Präventionsarbeit sollte sowohl der Konsum von Substanzen als auch gewalttätige Verhaltensweisen als gruppendynamische Probleme wahrgenommen werden, welche eine Prävention auf der Klassenebene als zweckmäßig erscheinen lässt.

Die Regionalen Schulenmonitorings verdeutlichen außerdem die Notwendigkeit von passgenauen Präventionsmaßnahmen. Sie gehen zielgruppenspezifisch und lokal vor und berücksichtigen die regionalen Gegebenheiten und Besonderheiten sowie die geschlechtsspezifischen, schulform- und stadtteilbezogenen Charakteristika. Um gefährdete Jugendliche möglichst frühzeitig zu unterstützen, sind auf der Ebene der Schule vor allem die schulischen Bedingungen zu verbessern. Maßnahmen der Prävention sollten vor allem auch bei den Jugendlichen ansetzen, die eine Unterstützung dringend notwendig haben. Für eine wirksame Prävention müssen in der Risikogruppe entweder die Risikofaktoren reduziert werden, welche Gewalt und riskanten Substanzkonsum verursachen, oder aber Schutzfaktoren aufgebaut werden, die der Entstehung von Gewalt und dem riskanten Konsum entgegenwirken. Es existiert bereits eine Vielzahl von Präventionsansätzen in der Gewalt- und Suchtprävention. Wichtig in diesem Zusammenhang ist die Evaluation dieser Maßnahmen, um deren Nutzen und Erfolg zu überprüfen, um auch zukünftig flexibel und zielgenau auf die situativen Gegebenheiten der Gewalt unter Jugendlichen reagieren zu können.

Entstehung von Gewalt und dem riskanten Konsum entgegenwirken. Es existiert bereits eine Vielzahl von Präventionsansätzen in der Gewalt- und Suchtprävention. Wichtig in diesem Zusammenhang ist die Evaluation dieser Maßnahmen, um deren Nutzen und Erfolg zu überprüfen, um auch zukünftig flexibel und zielgenau auf die situativen Gegebenheiten der Gewalt unter Jugendlichen reagieren zu können.

Entstehung von Gewalt und dem riskanten Konsum entgegenwirken. Es existiert bereits eine Vielzahl von Präventionsansätzen in der Gewalt- und Suchtprävention. Wichtig in diesem Zusammenhang ist die Evaluation dieser Maßnahmen, um deren Nutzen und Erfolg zu überprüfen, um auch zukünftig flexibel und zielgenau auf die situativen Gegebenheiten der Gewalt unter Jugendlichen reagieren zu können.

## Literatur

BAIER, D. & PFEIFFER, C. (2007): Hauptschulen und Gewalt. *Bundeszentrale für politische Bildung. Aus Politik und Zeitgeschichte*, 28, 17–26.

BZGA- BUNDESZENTRALE FÜR GESUNDHEITLICHE AUFKLÄRUNG (Hrsg.) (2007): Alkoholkonsum der Jugendlichen in Deutschland 2004–2007. Kurzbericht. Köln: BZgA.

FERGUSON, D. M., LYNKEY & M. T., HORWOOD, L. J. (1996): Alcohol misuse and juvenile offending in adolescence. *Addiction*, 91, (4), 483–494.

FLAMMER, A. & ALSAKER, F. D. (2002): Entwicklungspsychologie der Adoleszenz. Die Erschließung innerer und äußerer Welten im Jugendalter. Bern: Verlag Hans Huber.

FUCHS, M., LAMNEK, S., LUEDKE, J. & BAUR, N. (2005): Gewalt an Schulen. 1994, 1999, 2004. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

JESSOR, R. & JESSOR, S. L. (1977): Problem Behavior and Psychosocial Development, A longitudinal Study of Youth. London: Academic Press inc.

KRAUS, L., PABST, A. UND STEINER, S. (2008): Europäische Schülerstudie zu Alkohol und anderen Drogen 2007 (ESPAD) Befragung von Schülerinnen und Schülern der 9. und 10. Klasse in Bayern, Berlin, Brandenburg, Hessen, Mecklenburg-Vorpommern, Saarland und Thüringen. *IFT-Berichte Band. 165*. München: Institut für Therapieforschung (IFT).

KUNTSCHKE, E., GMEL, G. & ANNAHEIM, B. (2006): Alkohol und Gewalt im Jugendalter. Schweizerische Fachstelle für Alkohol- und andere Drogenprobleme (SFA), Lausanne. Verfügbar unter: [http://www.sfa-ispa.ch/DocUpload/tr\\_Espad\\_Alkohol\\_Gewalt.pdf](http://www.sfa-ispa.ch/DocUpload/tr_Espad_Alkohol_Gewalt.pdf).

LAMBERT, T. & THAMM, M. (2007): Tabak-, Alkohol- und Drogenkonsum von Jugendlichen in Deutschland. Ergebnisse des Kinder- und Jugendstudys (KIGGS). *Bundesgesundheitsblatt Gesundheitsforschung*, 50, 600–608.

LÖSEL, F., BLIESENER, T. & AVERBECK, M. (1999): Erlebens- und Verhaltensprobleme von Tätern und Opfern. In H.G. Holtappels, W. Heitmeyer, W. Melzer, & K.-J. Tillmann (Hrsg.), *Forschung über Gewalt an Schulen* (S. 137–154). Weinheim und München: Juventa Verlag.

MATTER, M., BRODBECK, J. & MOGGI, F. (2005): Gewalt und Diebstahl als Indikatoren für eine besondere Gefährdung von suchtmittelkonsumierenden jungen Erwachsenen. *Suchtmedizin*, 7 (4), 247–252.

SCHAUNIG-BUSCH, I. & KLEIN, M. (2008): Regionales Monitoring zu Substanzkonsum und Suchtgefährdung bei Kindern und Jugendlichen in der Stadt Köln. *Ergebnisse des Kölner Schulenmonitorings 2007/08 – zusammenfassender Abschlussbericht*. Unveröffentlichter Forschungsbericht, Katholische Hochschule Nordrhein-Westfalen, Kompetenzplattform Suchtforschung.

SCHWIND, H.-D., ROITSCH, K., AHLBORN, W., & GIELEN, B. (1997): Gewalt in der Schule am Beispiel Bochum. Mainz: Weisser Ring Verlagsgesellschaft.

SEIFERT, T. (2000): Jugend – Sucht – Gewalt. In E. Gropper, H.-M. Zimmermann (Hrsg.), *Raus aus Gewaltkreisläufen*. (S. 63–92). Stuttgart: Ajs, Landesstelle Baden Württemberg.

STANDER, V., CHRISTIANSEN, G. & TOPPICH, J. (2005): Aktuelle Entwicklung des Konsums legaler und illegaler Drogen bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen: Aktuelle Situation, langfristige Trends und soziale Einflüsse. *Sucht Aktuell* 12, (2) 22–27.

TILLMANN, K.-J. (1999): Gewalt an Schulen: öffentliche Diskussion und erziehungswissenschaftliche Forschung. In H.G. Holtappels, W. Heitmeyer, W., Melzer, & K.-J. Tillmann (Hrsg.), *Forschung über Gewalt an Schulen* (S. 11–26). Weinheim und München: Juventa Verlag.

## Landesaktionsplan zur Bekämpfung häuslicher Gewalt: Netzwerke(n) in der Intervention

Häusliche Gewalt ist ein weit verbreitetes, gleichzeitig aber vielfach übersehenes Problem. 1990 konstatierte die Gewaltkommission der Bundesregierung, dass Gewalt in Familien „... die am weitesten verbreitete Form von Gewalt [ist], die ein Mensch im Laufe seines Lebens erfährt [...] und die am wenigsten kontrollierte und sowohl in ihrer Häufigkeit als auch in ihrer Schwere am stärksten unterschätzte Form von Gewalt ...“<sup>1</sup>. Diese Feststellung gilt nach wie vor: Immer noch liegt das größte Risiko für Frauen und Kinder, Opfer von Gewalt zu werden, in der Familie. Die Prävalenz-Studie „Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland“ des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend<sup>2</sup> hat gezeigt, dass jede vierte Frau mindestens einmal im Leben Gewalt durch ihren Ehemann oder Lebenspartner erleidet. Ein Drittel der betroffenen Frauen erlebt tatsächlich nur einen einzigen Übergriff, zwei Drittel werden jedoch mehrfach, zum Teil über lange Zeiträume Opfer von Beziehungsgewalt. Aber es gibt Fortschritte zu verzeichnen: Der Gewaltbericht – und das jahrzehntelange Engagement von

Frauen- und Kinderschutzbewegung – haben Gewalt in familiären Kontexten stärker in das gesellschaftliche Bewusstsein gerückt und wichtige rechtliche Verbesserungen bewirkt. Dazu gehören u.a. das Recht von Kindern auf eine gewaltfreie Erziehung und das Gewaltschutzgesetz.

### Die Bekämpfung häuslicher Gewalt auf nationaler Ebene

Wichtiger Anstoß und Rahmen für die Entwicklungen der letzten Jahre ist der Aktionsplan der Bundesregierung zur Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen.<sup>3</sup> Der Aktionsplan versteht sich als umfassendes Gesamtkonzept zur Bearbeitung des Problems auf allen gesellschaftlichen und staatlichen Ebenen. Eines seiner ersten Ergebnisse war das „Gewaltschutzgesetz“.<sup>4</sup> Mit der Kernaussage: Wer schlägt, muss gehen! Damit ist ein Paradigmenwechsel markiert: Die Opfer sollen nicht länger gezwungen sein, aus einer bedrohlichen Situation fliehen zu müssen. Frauen und Männer, die zuhause misshandelt oder bedroht werden, können auf der Basis des Gewaltschutzgesetzes eine Weisung des Täters aus der gemein-

samen Wohnung beantragen, Gerichte können weitere Schutzmaßnahmen, wie Bannmeilen oder Kontaktverbote, aussprechen. Der Gesetzgeber hat deutlich gemacht: Gewalt in Beziehungen ist keine Privatsache und kein Kavaliersdelikt, sondern Kriminalität.

Damit betroffene Frauen und Männer tatsächlich vom Gewaltschutzgesetz profitieren, waren (und sind) ergänzende und flankierende Maßnahmen auf Landes- und kommunaler Ebene erforderlich. Alle Bundesländer haben deshalb nach der Verabschiedung des Gewaltschutzgesetzes eigene Aktivitäten entwickelt, um den Opferschutz bei häuslicher Gewalt zu verbessern.

### Niedersachsen: Häusliche Gewalt als ressortübergreifende Aufgabe

In Niedersachsen haben das Sozial-, das Innen- und das Justizministerium 2001 einen gemeinsamen Landesaktionsplan entwickelt, der die Umsetzung und Anwendung des Gewaltschutzgesetzes durch zusätzliche Maßnahmen fördern und forcieren sollte.<sup>5</sup> Damit hat die Regierung eine Grundlage dafür geschaffen, dass

häusliche Gewalt in Niedersachsen auf Landesebene, aber auch auf kommunaler Ebene als eine „ressortübergreifende“ Aufgabe verstanden wird – als ein Thema, das nur dann wirkungsvoll und erfolgreich bearbeitet werden kann, wenn alle verantwortlichen Einrichtungen und Behörden ihr Handeln koordinieren. Im Verlauf der folgenden Jahre wurde die Umsetzung des Aktionsplans von einem Interministeriellen Arbeitskreis beobachtet und ausgewertet. Dabei wurde in einigen Bereichen ein Bedarf für Nachjustierungen und weitere Maßnahmen identifiziert, der 2006 zur Erarbeitung des Aktionsplans II führte<sup>6</sup>, der vom Kultusministerium als viertem Ressort unterstützt wird. Im Landesaktionsplan sind Opferschutz- und Hilfemaßnahmen der Ressorts aufeinander abgestimmt und zusammengefasst. Sie betrafen im ersten Schritt die Arbeit der Justiz, der Polizei sowie die der Beratungsstellen und Frauenhäuser und enthielten als Innovationen die Möglichkeit eines polizeilichen Platzverweises gegen Täter sowie ein neuartiges pro-aktives Beratungsmodell für die Opfer. Mit der Fortschreibung des Plans wurden die bestehenden

Interventionsansätze bestätigt und neue Akzente, vor allem im Bereich des Gesundheitswesens und der Prävention, gesetzt.

### Polizeiliche Krisenintervention

Polizeibeamtinnen und -beamte sind häufig als erste mit akuten Gewaltsituationen konfrontiert. Ihr Eingreifen soll die Gewalt stoppen und die Voraussetzungen für einen nachhaltigen Schutz der Opfer schaffen: Was die Polizei in diesen Situationen tut (und wie sie es tut), hat eine große Bedeutung dafür, wie Opfer und Täter anschließend mit dem Vorfall umgehen. Polizeibeamte und -beamtinnen werden deshalb intensiv zum Thema „häusliche Gewalt“ fortgebildet. Darüber hinaus hat Niedersachsen eine neue Regelung in das Polizeirecht eingeführt – sie erlaubt es, den Täter für max. 14 Tage aus der Wohnung zu verweisen. Solche Platzverweise werden in Niedersachsen pro Jahr ca. 2.000 Mal ausgesprochen. Gegen den Täter wird außerdem strafrechtlich ermittelt.

### Unterstützung der von Gewalt betroffenen Frauen und ihrer Kinder

Für viele Frauen ist der Übergriff kein einmaliges Ereignis, sondern der vorläufige Endpunkt einer langen „Gewaltgeschichte“. Um sich darüber klar zu werden, welche Perspektiven sie haben und welche rechtlichen und psychosozialen Hilfen sie nutzen wollen, müssen die Frauen ihre Rechte und vorhandene Unterstützungssysteme kennen.<sup>7</sup> Diese Informationen werden von pro-aktiv arbeitenden Beratungsstellen (BISS) vermittelt. Diese Beratungsstellen werden von der Polizei nach einem Einsatz eingeschaltet und gehen von sich aus auf die betroffenen Frauen zu. Sie informieren über gesetzliche Bestimmungen und die Angebote psychosozialer Unterstützung. Neben den 29 BISS sind in Niedersachsen derzeit 40 Frauenhäuser sowie 34 Notrufe und Beratungsstellen tätig, die zum Teil unterschiedliche Zielgruppen erreichen oder zu unterschiedlichen Zeitpunkten für die Betroffenen tätig werden.

### Strafverfolgung und Opferschutz

Weil häusliche Gewalt keine Privatangelegenheit und ihre Bekämpfung ein wichtiges gesellschaftliches Anliegen ist, schreiten Staatsanwaltschaften in diesen Fällen von Amts wegen ein – auch wenn das Opfer keinen Strafantrag gestellt oder einen zuvor gestellten Strafantrag später wieder zurückgezogen hat. Partnergewalt-Delikte werden in Niedersachsen durch Sonderdezernate mit spezifisch fortgebildeten Ansprech-

partnerinnen und Ansprechpartnern bearbeitet, die im Rahmen der Intervention und Netzwerkarbeit auch als Ansprechpartner/innen für Polizei und Opferberatungsstellen zur Verfügung stehen.

### Gesundheitswesen

Gewalt hat vielfältige Auswirkungen auf die Gesundheit der misshandelten Frauen. Neben körperlichen Verletzungen kann es zu psychosomatischen und psychischen Beeinträchtigungen kommen. Insofern stellt das Gesundheitswesen ein zentrales Element im Hilfe- und Unterstützungssystem dar.<sup>9</sup> Vielfach sind Ärztinnen und Ärzte sogar die ersten und einzigen professionellen Ansprechpartnerinnen und -partner für misshandelte Frauen. Denn in ländlich strukturierten Regionen ist der Weg zu spezialisierten Hilfeeinrichtungen u.U. weit und aufgrund mangelnder Erfahrungen mit dem Angebot von Beratungsstellen relativ „hochschwellig“. Allgemeinärztliche, gynäkologische und kinderärztliche Praxen sowie Krankenhausambulanzen sind dagegen in der Regel bekannt und leicht erreichbar – und ihrem Personal wird von dem meisten Menschen traditionell großes Vertrauen entgegen gebracht. Ärztinnen und Ärzte sowie Pflegekräfte haben daher eine Schlüsselposition bei der Aufdeckung häuslicher Gewalt und bei der Initiierung adäquater Hilfen für misshandelte Frauen und Kinder. Diese Position können Arztpraxen und Krankenhausambu-

lanzen nutzen, indem sie betroffene Patientinnen bei der Behandlung aktiv auf die Einrichtungen des Hilfesystems vor Ort aufmerksam machen. Explizite Hinweise auf die Beratungseinrichtungen können erheblich dazu beitragen, dass Frauen neben der medizinischen Behandlung fachkundige psychosoziale Beratung und einen Ausweg aus der Gewaltsituation finden. Die niedersächsische Ärztekammer hat in Zusammenarbeit mit anderen Akteuren verschiedene Materialien entwickelt und einige Fortbildungen durchgeführt, um die Fachpraxis für diese Aspekte der Betreuung von Patientinnen zu sensibilisieren und zu qualifizieren.<sup>9</sup>

### Jugendhilfe und Kinderschutz

In der Studie des BMFSFJ gaben 60% der Frauen, die über eine gewaltbelastete Beziehung berichteten, an, dass sie in dieser Beziehung mit Kindern gelebt haben. Ähnliche Größenordnungen finden sich auch in anderen Untersuchungen.<sup>10</sup> Kinder und Jugendliche werden Augen- und Ohrenzeugen der Übergriffe. Sie geraten in die Auseinandersetzungen, versuchen zu schlichten und/oder Hilfe zu organisieren. Darüber hinaus bringt Beziehungsgewalt auch ein Risiko für direkte Kindesmisshandlung mit sich: Ein großer Teil der Männer, die Gewalt gegen die Partnerin ausüben, verübt auch Gewalt gegen Kinder.<sup>11</sup> Damit brauchen auch Kinder bei der Intervention Unterstützung und Entlastung: eigene

Ansprechpartnerinnen und -partner, geeignete Informations- und ggf. Therapie-Angebote, Jugendämter sowie Kinderschutzorganisationen stellen damit einen wichtigen Teil des Hilfesystems bei häuslicher Gewalt dar.

### Runde Tische gegen häusliche Gewalt: Netzwerke(n) in der Intervention

Um die Arbeit der beteiligten Behörden und Hilfeeinrichtungen gut aufeinander abzustimmen, haben sich in vielen Kommunen des Landes „Runde Tische gegen häusliche Gewalt“ gegründet. Ihr vorrangiges Ziel ist es, den Informationsfluss und die Zusammenarbeit zwischen Polizei, BISS und Justiz in akuten Gewaltsituationen so reibungslos wie möglich zu gestalten. Darüber hinaus sind zusätzliche Einrichtungen und Fachkräfte mit ihren Angeboten in das Netzwerk integriert – dazu gehören u.a.:

- **Jugendämter und Kinderschutzbund** – mit der Aufgabe, spezielle Angebote für Kinder zu entwickeln, die durch die Gewalt gegen die Mutter bzw. zwischen den Eltern traumatisiert oder belastet sind
- **Sozialämter**, weil misshandelte Frauen oft von ihrem Partner materiell abhängig sind und im Fall einer Trennung finanzielle Unterstützung benötigen
- **Ärztinnen und Ärzte** – weil sie für misshandelte Frauen wichtige Vertrauenspersonen sind

- **Anwältinnen und Anwälte** – um sie mit dem polizeilichen Vorgehen und den psychosozialen Angeboten vertraut zu machen
- **Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Beratungsstellen für Migrantinnen** – weil Frauen mit Migrationshintergrund wegen fehlender Sprachkenntnisse, aber auch aus anderen Gründen besonders hohe Hürden überwinden müssen, um sich an die Polizei oder Hilfeeinrichtungen zu wenden
- **Beratungsstellen und therapeutische Einrichtungen**, die weitergehende Begleitung und Betreuung für Frauen und Männer in Krisensituationen anbieten
- **Gleichstellungsbeauftragte**, die mit gesellschaftspolitischen Impulsen und praktischen Aktivitäten an der strukturellen Verbesserung von Hilfeangeboten mitwirken

Die kommunalen Netzwerke (ca. 60 in Niedersachsen) sorgen dafür, dass die Qualität der Interventionsarbeit in allen beteiligten Institutionen ständig weiterentwickelt wird.<sup>12</sup> Sie organisieren den gegenseitigen Austausch der Fachkräfte und Fortbildungen für die vor Ort tätigen Einrichtungen und Behörden. Zusätzlich betreiben viele Netzwerke regelmäßige Öffentlichkeitsarbeit in unterschiedlichen Formen (Ausstellungen, Diskussionsveranstaltungen, Informationsmaterialien, Pressearbeit) und tragen damit dazu bei, häusliche Gewalt zu „ent-tabuisieren“.



### Fazit und Ausblick

Bundes- und Landesaktionspläne gegen häusliche Gewalt haben in den letzten Jahren dazu beigetragen, den Opferschutz zu verbessern und das Hilfesystem zu differenzieren. Neue Untersuchungen<sup>13</sup> in diesem Themenfeld haben gezeigt, dass Gewalt gegen Frauen keine Randproblematik ist, sondern ein erhebliches Ausmaß hat. Sie betrifft Frauen jeder Altersgruppe und aus allen gesellschaftlichen Schichten, richtet schwerwiegenden individuellen Schaden an und verursacht hohe gesellschaftliche Kosten. Gleichzeitig machen die Studien deutlich, dass das Dunkelfeld bei häuslicher Gewalt nach wie vor sehr groß ist und dass ein erheblicher Teil der Betroffenen weder polizeilichen Schutz noch psychosoziale Unterstützungsangebote in Anspruch nimmt. In Opferbefragungen hat sich gezeigt, dass etwa die Hälfte aller Frauen, die Gewalt in ihrer aktuellen Beziehung erleben, mit niemandem darüber sprechen. Diejenigen Betroffenen,

die mit jemandem über ihre Situation reden, wenden sich am ehesten an Menschen in ihrem Umfeld – Freundinnen und Freunde, Verwandte oder Kolleginnen und Kollegen zum Beispiel. Außerdem haben viele Frauen in einer häuslichen Gewaltsituation Kontakt zu professionellen Fachkräften im Gesundheitssystem, in Erziehungsberatungs- und anderen Jugendhilfeeinrichtungen, ohne dass dabei die Gewaltproblematik zur Sprache kommt.<sup>14</sup> Vor diesem Hintergrund stellt sich zum einen die Frage, wie sich Menschen im privaten und/oder beruflichen Umfeld betroffener Frauen als die „Unterstützungsressource“ aktivieren lassen. Zum anderen ist interessant, auf welche Weise für das Thema Gewalt spezialisierte Fachkräfte (z.B. Ärztinnen und Ärzte, Suchtberatungs- oder Erziehungsberatungsstellen) dazu beitragen können, Hindernisse und Hemmschwellen im Hilfesystem abzubauen.

## Literatur

- 1 SCHWIND, H.-D. / BAUMANN, J. u.a. (Hrsg. 1990): Ursachen, Prävention und Kontrolle von Gewalt, Berlin.
- 2 BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND (Hrsg. 2004): Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland, Berlin (Autorinnen: Ursula Müller, Monika Schröttle).
- 3 BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND (1999): Aktionsplan der Bundesregierung zu Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen, Bonn und Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2007): *Aktionsplan II der Bundesregierung zu Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen*, Berlin – im Internet: [www.bmfsfj.de](http://www.bmfsfj.de).
- 4 Gesetz zur Verbesserung des zivilgerichtlichen Schutzes bei Gewalttaten und Nachstellungen sowie zur Erleichterung der Überlassung der Ehemwohnung bei Trennung vom 11. Dezember 2001.
- 5 NIEDERSÄCHSISCHES MINISTERIUM FÜR FRAUEN, ARBEIT UND SOZIALES (2001): Aktionsplan des Landes Niedersachsen zu Bekämpfung der Gewalt gegen Frauen im häuslichen Bereich, Hannover – im Internet: [www.ms.niedersachsen.de](http://www.ms.niedersachsen.de).
- 6 NIEDERSÄCHSISCHES MINISTERIUM FÜR SOZIALES, FRAUEN, FAMILIE UND GESUNDHEIT (2006): Aktionsplan II des Landes Niedersachsen zu Bekämpfung der Gewalt im häuslichen Bereich, Hannover – im Internet: [www.ms.niedersachsen.de](http://www.ms.niedersachsen.de).
- 7 BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND (2004): Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland, Bonn – [www.bmfsfj.de](http://www.bmfsfj.de).
- 8 HILDEGARD HELLBERND, PETRA BRZANK (2003): Häusliche Gewalt gegen Frauen: Gesundheitliche Versorgung – Das S.I.G.N.A.L.-Interventionsprogramm, Bonn – [www.bmfsfj.de](http://www.bmfsfj.de).
- 9 ARBEITSKREIS HÄUSLICHE GEWALT BEI DER ÄRZTEKAMMER NIEDERSACHSEN (2004): Betrifft: Häusliche Gewalt – *Informationen und Arbeitshilfen für Ärztinnen und Ärzte*, Hannover – [www.aekn.de](http://www.aekn.de).
- 10 NIEDERSÄCHSISCHES MINISTERIUM FÜR SOZIALES, FRAUEN, FAMILIE UND GESUNDHEIT (Hrsg. 2007): Mit BISS gegen häusliche Gewalt. *Evaluation des Modellprojekts „Beratungs- und Interventionsstellen (BISS) für Opfer häuslicher Gewalt“ in Niedersachsen, Hannover 2007* (Autorinnen: Rebecca Löbmann, Karin Herbers), S. 23.
- 11 SUSANNE HEYNEN, FRAUKE ZAHRADNIK (2009): Frühe Hilfen gegen häusliche Gewalt. Gewalt in Beziehungen als Risikofaktor für die kindliche Entwicklung, in: *Newsletter der Frauenhauskoordination Nr. 3/2009*.
- 12 Für die Unterstützung der Netzwerke wurden von der Koordinierungsstelle verschiedene Arbeitshilfen in der Reihe „Betrifft: Häusliche Gewalt“ entwickelt: [www.lpr.niedersachsen.de](http://www.lpr.niedersachsen.de).
- 13 GIG-NET (Hrsg. 2008): Gewalt im Geschlechterverhältnis. Erkenntnisse und Konsequenzen für Politik, Wissenschaft und soziale Praxis, Opladen.
- 14 GIG-NET (Hrsg. 2008): Gewalt im Geschlechterverhältnis. Erkenntnisse und Konsequenzen für Politik, Wissenschaft und soziale Praxis, Opladen.

## Gewalt – Sucht – Internet

### Zur Bedeutung von Abhängigkeitsphänomenen beim exzessiven Spielen gewalthaltiger Computerspiele

Die Frage nach den Auswirkungen von Computerspielen mit exzessiver Gewaltdarstellung auf das Verhalten von Heranwachsenden wird bisweilen kontrovers diskutiert. Bisher wurde kaum auf die sich notwendigerweise stellende Frage eingegangen, welche Rolle es für das Fühlen, Denken und Handeln von exzessiven Gewaltspielern einnimmt, wenn diese eine Computerspielabhängigkeit im engeren Sinne entwickeln. Dies dürfte insbesondere dann an Bedeutung gewinnen, wenn Spiele, die extreme Gewalt beinhalten, bereits besonders früh und häufig gespielt werden. Insofern ist es wichtig, sich die Situation der tatsächlichen Computerspielnutzung der Heranwachsenden genauer anzuschauen.

#### Qualitative und quantitative Mediennutzungsmerkmale Heranwachsender

Die Art und die Dauer der Mediennutzung von Kindern und Jugendlichen hat sich in den letzten Jahrzehnten dramatisch verändert. Besonders gut lässt sich die aktuelle Situation mit Studien aus dem Kriminologischen Forschungsinstitut Niedersachsens (KFN) veranschaulichen.

In der Berliner Längsschnittstudie Medien 2008 (Rehbein et al. 2009) zeigen die Daten, dass Fünftklässler männlichen Geschlechts im Durchschnitt täglich eine Stunde Computerspiele spielen. Bei Jungen in der neunten Klasse sind es 141 Minuten, also deutlich mehr als zwei Stunden täglich. Mädchen der gleichen Altersstufe spielen dagegen jeweils nur halb so lange. Ganz entscheidend für die Frage nach unbeaufsichtigtem Spielen ist die Geräteausstattung im Kinder- und Jugendzimmer. Von den Jungen haben 65% der Fünftklässler und 63% der Neuntklässler eine stationäre Spielkonsole im Zimmer und 36% der Fünftklässler sowie 75% der Neuntklässler verfügen über einen eigenen Internetzugang, sodass sie prinzipiell auf jeden Medieninhalt Zugriff haben. Dies ist vermutlich auch der Grund für die Häufigkeit der Erfahrungen von entwicklungsbeeinträchtigenden Computerspielen. In der KFN-Studie ergab sich für die Fünftklässler, dass 61% der Jungen nach eigenen Angaben schon einmal ein Spiel mit einer Altersfreigabe ab 16 Jahren gespielt haben, 35% der Jungen spielten schon einmal ein Spiel ohne Jugendfreigabe und 31% der befragten Fünftklässler spielten zum Befragungszeitpunkt regelmäßig

ein Spiel ab 16 oder 18 Jahren. Zusammenfassend ist zunächst festzustellen, dass die Mehrheit der von Kindern und Jugendlichen genutzten Spiele altersangemessen sind und durchaus die Erfahrungen von Kindern und Jugendlichen sinnvoll bereichern können. Besonders Jungen nutzen allerdings zu einem Drittel Computerspiele, die nicht ihrem Alter entsprechen. Durch die neuen internetbasierten Spielformate wird die elterliche Kontrolle des Computer-spielverhaltens ihrer Kinder erschwert. Darüber hinaus deuten die langen Nutzungszeiten darauf hin, dass es neben inhaltlich problematischen Spielen zunehmend das Problem einer zeitlich problematischen Nutzung gibt.

### Diagnostische Kriterien des Fachverbandes Medienabhängigkeit für Computerspielabhängigkeit

#### A) Zeitkriterium: Persistenz der Symptomatik

Die Symptomatik der Computerspielabhängigkeit muss über einen Zeitraum von mindestens 3 Monaten kontinuierlich bestanden haben.

#### B) Psychopathologische Kriterien der Symptomatik

##### B1) Primäre Kriterien: Abhängigkeitsverhalten

1. Einengung des Denkens und Verhaltens
2. Kontrollverlust
3. Toleranzentwicklung
4. Entzugserscheinungen
5. Dysfunktionale Regulation von Affekt oder Antrieb
6. Vermeidung realer Kontakte zugunsten virtueller Beziehungen
7. Fortsetzung des Spielens trotz bestehender oder drohender negativer Konsequenzen

##### B2) Sekundäre Kriterien: Negative Auswirkungen

1. Körperliche Konsequenzen im Bereich Körperpflege, Ernährung und Gesundheit
2. Soziale Konsequenzen im Bereich Familie, Partnerschaft und Freizeit
3. Leistungsbezogene Konsequenzen im Bereich Schule, Ausbildung, Arbeit und Haushalt

#### C) Ausschlusskriterium:

Das pathologische Computerspielverhalten lässt sich nicht durch eine Manie oder Zwangserkrankung erklären.

## Computerspielabhängigkeit und Depressivität

Die Angaben über die Häufigkeit von Computerspielabhängigkeit schwanken noch etwas, was viele Gründe haben dürfte. Dies liegt nicht nur an der Unschärfe der begrifflichen Bestimmung des Phänomens, sondern auch immer noch daran, dass die Computerspielnutzung in allen Altersgruppen der Bevölkerung weiter zunehmen dürfte. Grundsätzlich werden die Angaben über die Prävalenz von Computerspielabhängigkeit vorsichtiger, aber genauer. Während in einer Stichprobe von 323 Kindern 9,3% eine exzessive Computerspielnutzung aufwiesen (Grüsser et al. 2005), zeigte sich in einer Studie von Rehbein et al. aus dem KFN eine Computerspiel-

abhängigkeit bei 2,8% einer Population von Jugendlichen (KFN Rehbein et al. 2009). Gemäß der psychiatrischen Klassifikationssysteme ICD-10 (Kapitel F) und DSM-IV müsste das neuartige Phänomen diagnostisch eigentlich als pathologische Computerspielnutzung im Rahmen der Störungen der Impulskontrolle eingruppiert werden. Aber schon die Zuordnung des pathologischen Glücksspiels bzw. der Glücksspielsucht, die bisher einzige anerkannte nicht-stoffgebundene Abhängigkeitserkrankung, erscheint als recht willkürlich, zumal sich die diagnostischen Kriterien auch hier an den Suchtkriterien orientieren.

Für die Diagnostik von Computerspielabhängigkeit hat der Fachverband Medienabhängigkeit einen eigenen Kriterienkatalog vorgeschlagen (te Wildt & Rehbein 2010). (s. Grafik oben)

Allerdings erscheint es als wichtig, neben der primären Suchtsymptomatik der Medienabhängigen immer auch die komorbiden Störungen im Auge zu haben, was allerdings für stoffgebundene Abhängigkeitserkrankte gleichermaßen gilt. Im Rahmen einer eigenen Studie (te Wildt et al. 2010) mit 25 Internetabhängigen, die zu mehr als zwei Dritteln in erster Linie computerspiel-



abhängig waren, ging hervor, dass sie neben einer hohen Komorbidität, insbesondere für Depressionen und Angsterkrankungen, signifikant niedrigere Werte für Selbstkohärenz und signifikant höhere Werte für Dissoziation und interpersonale Probleme aufwiesen. Besonders hohe Werte erzielten die Probanden auf der IIP-

D-Subskala „zu selbstunsicher / zu unterwürfig“, dies auch in Korrelation mit der Ausprägung der Internetabhängigkeit, gemessen mit der Internetsuchtskala von Hahn und Jerusalem (2001). Die Ergebnisse sprechen dafür, dass Selbstunsicherheit und soziale Schwierigkeiten bei Internetabhängigen von besonderer Bedeu-

tung sind. Neben der Selbstunsicherheit spielt bei den Betroffenen vor allem auch eine ausgeprägte Selbstunsicherheit im Sinne narzisstischer Entwertung eine Rolle, die sich zu meist in einem depressiven Rückzug niederschlägt, in ihrer Umkehrung aber durchaus auch in aggressiven Reaktionen.

## Computerspielabhängigkeit und Aggressivität

Im Rahmen eines größeren Forschungsprojektes der Medizinischen Hochschule Hannover, das auch neurobiologische Ansätze einbezieht, wurden die Probanden mit hochfrequentem Nutzungsverhalten im Hinblick auf gewalthaltige Computerspiele einer Reihe von Tests unterzogen. Für die Studie wurden ausschließlich männliche Erwachsene unter 40 Jahren rekrutiert, die seit über 2 Jahren und mindestens 4 Stunden täglich gewalthaltige Computerspiele spielen. Dabei stellte sich heraus, dass mehr als die Hälfte der Probanden die Kriterien einer Computerspielabhängigkeit erfüllten. Die Gewaltspieler erzielten gegenüber Vergleichsprobanden in vier der fünf Subskalen des Fragebogens für Aggressionsfaktoren (FAF) signifikant höhere Werte. Die FAF-Gesamtskala für Aggression korrelierte signifikant negativ mit der Skala für Perspektivenübernahme des Interpersonality Re-

activity Index (I-RI), welche als ein Maß für Empathiefähigkeit gewertet wird. Und in der funktionellen Kernspin-Untersuchung boten die Exzessivspieler im Vergleich zu den Kontrollprobanden eine signifikant höhere Aktivierung innerhalb des anterioren cingulären Cortex (ACC), ein für die Impulskontrolle zuständiges Hirnareal. Die Aktivitätsmuster dieser Hirnregion korrelierten signifikant positiv mit der FAF-Skala für Selbstaggression-Selbstdepression. Die Ergebnisse der Studien ermöglichen zwar keine Aussagen über Kausalzusammenhänge, zeigen aber Beziehungen zwischen exzessiver Gewaltspielnutzung und sowohl aggressiven als auch depressiven Tendenzen auf. Es stellt sich hier die Frage, inwieweit Depression und Aggression zwei Kehrseiten einer Medaille darstellen. In diesem Kontext ist auch das Ergebnis von Bedeutung, dass etwa die Hälfte der

Exzessivspieler von Gewaltspielen auch Abhängigkeitssymptome aufweisen, zumal Medienabhängigkeit und Depressionen häufig vergesellschaftet sind. In diesem Sinne könnte sich das exzessive Spielverhalten im Sinne einer depressiven Regression in eine virtuelle Welt und einem gleichzeitigen Neutralisieren aggressiver Impulse im Gewaltspiel auch als der neurotische Konfliktlösungsversuch verstehen lassen, einer als kränkend erlebten konkret-realen Umwelt zu entfliehen. Im Hinblick darauf ist auch zu diskutieren, inwieweit die Steigerung der dargestellten Brutalität und die immer intensiveren Identifikationsmöglichkeiten mit den kämpfenden Protagonisten bei den Spielern zur Entwicklung und Unterhaltung aggressiver und depressiver Tendenzen beitragen könnten.

## Virtuelle und reale Gewalt

Ob und wie das exzessive Spielen von Ego-Shootern und anderen aggressiven Computerspielen zu einer erhöhten Gewaltbereitschaft der Betroffenen führt, beschäftigt insbesondere die amerikanische und deutsche Gesellschaft seit der besonders schweren Amokläufe von Schülern in Littleton und Erfurt. Seitdem hat es noch einige weitere Amokläufe von Schülern gegeben, die sich durch einen auffälligen Konsum von gewalthaltigen Computerspielen auszeichnen. Auch wenn nicht alle Amokläufe diese auffälligen Zusammenhänge aufweisen, wie z.B. der jüngste besonders schwere Amoklauf im amerikanischen West Virginia, darf die Frage nach den Wechselwirkungen zwischen virtueller und realer Gewalt nicht außer Acht gelassen werden, zumal es wichtig erscheint, dabei nicht nur die extremsten Auswüchse, wie Amokläufe, zu betrachten, sondern auch die fragliche Zunahme an Gewalt unter Jugendlichen. Die folgenden Ausführungen mögen unter den Hinweisen auf den aktuellen Stand der Forschung dazu dienen, einige grobe Vereinfachungen und Missverständnisse in der Diskussion auszuräumen.

Amokläufe an Schulen führen nicht erst in jüngster Zeit zu Angst und Ratlosigkeit bei Schülerinnen und Schülern, Lehrkräften, Eltern und staatlichen Organen. Die jugendlichen Amokläufer in den USA und in Deutschland zeichnen sich jeweils durch ein recht ähnliches Profil aus. Zumeist sind es männliche Adoleszente, die mit geringem Rückhalt in der Familie aus schulischen und

zwischenmenschlichen Zusammenhängen herausgefallen sind und exzessiv gewalthaltige Computerspiele gespielt haben.

Hinterher führt die Frage, ob und wie man den Amokläufen vorbeugen kann, jeweils für eine Zeit lang zu einer hitzigen öffentlichen Debatte, ohne dass es bisher zu einem Konsens im Hinblick auf die Interpretation der Zusammenhänge zwischen virtueller und realer Gewalt gekommen ist. Bislang mangelt es immer noch an einem einigermaßen schlüssigen und konsequenten politischen Konzept im Hinblick auf Reglementierungen der Computerspielindustrie und eine Verbesserung der Medienpädagogik, auch wenn die Maßnahmen der jetzigen Bundesregierung durchaus in die richtige Richtung weisen.

In der Auseinandersetzung um mediale Gewalt geht es vor allem um die Frage nach der Rolle von so genannten Ego-Shootern, Computerspiele, in denen es hauptsächlich darum geht, aus der Ich-Perspektive möglichst viele Gegner auf nicht selten grausame Art zu töten. In diesem Diskurs, der bisher wenig diskursiv ist, spiegelt sich in der Regel der Wunsch wieder, eine eindeutige Schuldzuweisung für von Jugendlichen ausgehende extreme Gewalt anstellen zu können. Mit solchen Vereinfachungen geht die öffentliche Diskussion jedoch häufig an der Komplexität des Themas vorbei, zumal es zwar statistische Hinweise für eine Zunahme schwerer Gewalttaten gibt, die Zahl der Straftaten unter Jugendlichen ist jedoch entgegen des landläufigen Empfindens eher zurück-

gegangen. Die Vereinfachungsproblematik zeigt sich insbesondere in fünf verbreiteten Fehlannahmen, die im Folgenden näher diskutiert werden.

### **Fehlannahme 1: Weil aggressive Computerspiele niemals der einzige Grund für Gewalttaten sind, bedarf es keiner weiteren Diskussion über Konsequenzen**

Menschliche Verhaltensweisen lassen sich niemals monokausal erklären, d.h. auf einen einzigen Auslöser reduzieren. Bei aggressiven Verhaltensweisen beispielsweise muss man grundsätzlich davon ausgehen, dass genetische, neurobiologische, psychodynamische, biographische und soziologische Faktoren ineinander greifen. Dies gilt selbstverständlich auch für jugendliche Amokläufer. Nur weil das exzessive Gewaltspiel keine monokausale Erklärung bietet, kann daraus nicht der Schluss gezogen werden, dass es für unsere Gesellschaft im Hinblick auf diesen Einflussfaktor keinen Handlungsbedarf gebe. Dies lässt sich an zwei analogen Beispielen verdeutlichen: Obwohl es auch Formen von Lungenkrebs gibt, die mit dem Rauchen keinen Zusammenhang aufweisen, erscheint es für die Mehrzahl der Bürgerinnen und Bürger als notwendig, dass weitere gesetzliche Maßnahmen zum Eindämmen der Schäden durch Nikotin getroffen werden. Und wir sind uns zudem darüber einig, dass wir etwas gegen den nachgewiesenermaßen durch Umweltverschmutzung entstehenden Klimawandel tun müssen, wenngleich wir wissen, dass es auch vom Menschen unabhängige Klimaschwän-

kungen gibt. An diesen Beispielen mag sich verdeutlichen, wie vereinfachende Ja-Nein-Diskussionen zu gefährlichen und letztlich leidvollen Verzögerungen in der Umsetzung naheliegender Maßnahmen und Reglements führen, die im Hinblick auf gewaltverherrlichende Computerspiele längst überfällig sind.

### **Fehlannahme 2: Die Wissenschaft hat bisher keinen Beweis für einen kausalen Zusammenhang zwischen virtueller und realer Gewalt erbracht**

Es ist erstaunlich, wie in den Medien gebetsmühlenartig immer wieder behauptet wird, dass die Wissenschaft in diesem Zusammenhang bisher keine richtungsweisenden Ergebnisse abgeliefert hat. Tatsächlich gibt es zahlreiche Studien zum Thema, die von einigen namhaften Wissenschaftlern, wie D. Grossman and DeGae-toano (1999), S. Villiani (2000), J. Sherry (2001), C.A. Anderson (2004) und M. Spitzer (2006), im Rahmen von Metaanalysen und Übersichtsarbeiten zusammengetragen wurden und schlüssig einen kausalen Zusammenhang zwischen virtueller und realer Gewalt belegen, wenn auch keinen monokausalen Zusammenhang. In Ansätzen gelang dies schon für die Medien Fernsehen und Video. Für Ego-Shooter ist ein ungleich stärkerer Zusammenhang anzunehmen, weil die Identifizierung mit Tätern durch die Einnahme der Ich-Perspektive und die Interaktion mit dem medialen Geschehen viel intensiver ist. Tatsächlich konnte Andersen et al. (2007) in einer überzeugenden Metaanalyse diverse Studienergebnisse verschiedener Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zusam-

menstellen, in der ein Zusammenhang zwischen aggressiven Computerspielen und einer erhöhten Gewaltbereitschaft nachgewiesen wird. Für die Verbreitung der gegenteiligen Botschaft mitverantwortlich sind die modernen Massenmedien, die nicht selten reflexartig eine Verantwortung von sich weisen. Hierbei dürfte aber auch die Lobby der Computerspielindustrie, welche mittlerweile weltweit einen größeren Umsatz macht als die Filmindustrie, beteiligt sein, die sich mit Macht gegen jede weitergehende Indizierung und Altersbegrenzung wendet, da dies Millionenverluste für sie bedeutet. Allerdings kann man davon ausgehen, dass die Computerspielindustrie von der Effektivität der Ego-Shooter im Hinblick auf Desensibilisierungsprozesse gut unterrichtet ist. Denn das beste Argument dafür, dass aggressive Computerspiele die Gewaltbereitschaft steigern können, liefert das amerikanische Militär, welches nicht nur das Internet entwickelt, sondern auch die unmittelbaren Vorläufer für einige Ego-Shooter produziert hat. Wie der Militärpsychologe Grossman (1995) nachweisen konnte, hat es das Militär mit Hilfe von Kriegssimulatoren nachweislich geschafft, die Hemmung Menschen zu töten, abzutrainieren. Mittlerweile gibt es einen regen Austausch zwischen militärischen Simulatoren und den Computerspielen der Unterhaltungsindustrie, wobei z.T. dieselben Spiele, die die Soldaten auf einen Krieg, z.B. den zweiten Irak-Krieg, vorbereiten sollen, absurderweise später dazu verwendet werden, im Sinne einer verhaltenstherapeutischen Exposition post-traumatische Belastungsstörungen von Kriegsveteranen

zu behandeln. Die zivile Einsicht in das gefährliche Potential dieser Simulatoren, die man wohl kaum noch als Spiele bezeichnen kann, aber in Millionen Kinderzimmern zum Einsatz kommen, hinkt der militärischen Entwicklung und Erfahrung gefährlich hinterher. Dabei müssen wir angesichts der besonders hohen Neuroplastizität kindlicher und jugendlicher Gehirne davon ausgehen, dass die Konditionierung zur Empathielosigkeit besonders gut gelingt, was in einer eigenen Studie an der Medizinischen Hochschule Hannover gerade untersucht wird. Um zu beweisen, dass virtuelle Handlungen zu beeindruckenden Lerneffekten führen können, die sich letztlich auch neurobiologisch nachweisen lassen, kann man allerdings auch zivile Nutzungsweisen der neuen elektronischen Medien einbringen. Flugsimulatoren z.B. sind auf beeindruckende Weise dazu in der Lage, angehende Pilotinnen und Piloten auf alle erdenklichen Notsituationen vorzubereiten, wobei Reaktionsmuster regelrecht in die Hirnabläufe implementiert werden, die dann unterhalb der Bewusstseinsschwelle quasi automatisch und weitgehend angstfrei abgerufen werden können. So verwundern Untersuchungsergebnisse nicht, die ergeben haben, dass die jungen Amokläufer an amerikanischen Schulen mit unglaublicher Schnelligkeit und Präzision, quasi automatenhaft das Vernichtungsprogramm durchgespielt haben, das sie in den Tötungssimulatoren eingeübt hatten, wobei jegliches emotionales Mitfühlen, jede Empathie ausgeblendet gewesen zu sein schien.



### **Fehlannahme 3: „Counterstrike“ gehört zu den brutalsten und gefährlichsten Computerspielen**

In den Medien wird immer wieder das Spiel „Counterstrike“ als das grausamste und problematischste Spiel gehandelt und gezeigt. Die Bekanntheit von „Counterstrike“ hat es quasi zum Referenzpunkt der öffentlichen Diskussion gemacht. Tatsächlich stellt dieses Spiel den am meisten verbreiteten, aber keinesfalls den brutalsten First-Person-Shooter dar. Insofern ist es problematisch, dass das Spiel gerade deshalb so oft im Massenmedium Fernsehen als Beispiel vorgeführt wird, weil es einem größeren Publikum zugemutet werden kann. Demgegenüber bergen beispielsweise Spiele wie „Der Pate“ und „Prey“ (Freigabe ab 18 J.), „Grand Theft Auto“ oder „Backyard Wrestling 2“ (Freigaben ab 16 J.) weitaus grausamere und zynischere Szenen, in denen u.a. misshandelt, gefoltert und zerstückelt wird, zumal die Darstellungen der Spielfiguren, deren Verletzungen und Verstümmelungen immer realistischer aussehen. Nicht wenige dieser Szenen sind selbst für eine Informationssendung im Fernsehen zu gewalttätig. Und viele Eltern wissen nicht, dass man diese Spiele auch in einem Modus vorführen kann, der sie als einigermaßen harmlos erscheinen lässt, wobei gerade ein besonders grau-

sames und menschenverachtendes Vorgehen der gespielten Figuren nicht selten mit besonders vielen Punkten belohnt wird. In dem Spiel „Prey“ beispielsweise wird man Zeugin bzw. Zeuge einer maschinellen Massenfolterung und Massenvernichtung von Menschen. Dieses Szenario bildet das permanente Hintergrund-szenario für die Spielfigur des Ego-Shooters, dessen vornehmliche Aufgabe es ist, sich seinen Weg durch eine Armee diverser Monsterwesen zu schießen. Auf seinem Weg trifft der Spielende allerdings immer wieder auf Menschen, die den Eindruck machen, als seien sie vor Todesangst wahnsinnig geworden. Halb nackt, verzweifelt und flehend bitten sie den Protagonisten um Hilfe, die er ihnen jedoch nicht gewähren kann, da sie in dem Spiel nicht vorgesehen ist. Nicht zuletzt mit der Vergabe von Extrapunkten legt die Spielkonzeption vielmehr nahe, diese bisweilen nervtötenden, vor der Vernichtungsmaschinerie fliehenden Menschen selbst zu töten, mit Schüssen oder Machete, als Gnadenstoß oder aus Zynismus. „Prey“ ist nur eines von vielen Spielen, die „Counterstrike“ an Brutalität und Menschenverachtung weit überbieten. Um sich in der Diskussion um Gewaltspiele aber auf eine gemeinsame und alltagsrelevante Grundlage zu beziehen, erscheint es als wichtig, dass die jeweils gefähr-

lichsten Computerspiele – die die Bezeichnung Spiel allerdings nicht mehr verdienen – bekannt sind. Längst überfällige Entscheidungen würden vielleicht zu einem verbesserten Jugendschutz führen, wenn mehr Politikerinnen und Politiker, Journalistinnen und Journalisten, Eltern und Lehrkräfte diese zum Teil schwer erträglichen Shooter einmal selbst spielen würden.

### **Fehlannahme 4: Es besteht ein Klärungsbedarf, ob First-Person-Shooter und andere aggressive Computerspiele generell verboten werden sollen oder nicht**

Es geht hier also vor allem um die Frage, ob wir einen ausreichenden Jugendschutz haben. Dessen Aufgabe wäre es zu regeln, welche Computerspiele Kindern und Jugendlichen zugänglich gemacht werden dürfen. Immer wieder wird in den Medien die Frage aufgeworfen, ob Ego-Shooter und andere Gewalt verherrlichende Computerspiele generell zu verbieten seien. Diese Frage ist insofern sinnlos, da die Unterhaltungssoftware Selbstkontrolle (USK) bereits dafür Sorge tragen soll, dass bestimmte Spiele nur für eine bestimmte Altersgruppe zugelassen werden oder gar nicht auf den Markt kommen, auch wenn es für Hersteller, Händler und Nutzende einige Wege zu geben scheint, diese Auflagen zu

umgehen. Faktisch läuft dies aber darauf hinaus, dass es so etwas wie ein Verbot von Spielen bereits gibt. Dies betrifft z.B. Spiele in denen Nazi-Symbole, Vergewaltigungen und brutale Gewalt gegenüber Kindern vorkommen. Es wäre bedauerlich und erschreckend, wenn es mit dem Hinweis auf die Meinungsfreiheit für eine Indizierung solcher Spiele keinen gesellschaftlichen Konsens geben würde. Somit geht es also nicht um die Frage, ob sondern an welcher Stelle Altersgrenzen und Indizierungen strikter einzusetzen sind. Die vermeintlich unabhängige USK, die ausschließlich von der Computerspielindustrie finanziert wird, hat sich in dieser Hinsicht nicht bewährt. Diese so wichtige Verantwortung, die nicht nur zum Schutz von Kindern und Jugendlichen, sondern der gesamten Gesellschaft dienen soll, kann nicht einer in Bezug auf ihre Finanzierung qualitativ und quantitativ schlecht ausgestatteten Organisation übertragen werden. Die Entwicklung von immer realistischeren und brutaleren Spielen verlangt nach einer größeren gesellschaftlichen Anstrengung der Erwachsenenwelt.

### **Fehlannahme 5: Jugendliche Gewalttäter sind in erster Linie krankhaft aggressiv**

Es wird oft übersehen, dass es sich bei Amokläufern in der Regel immer



auch um einen erweiterten Suizid handelt, wengleich dies angesichts der vielen zu betrauernden Opfer euphemistisch anmuten mag. Der Amokläufer von Erfurt wurde, nachdem er im Jahre 2002 ein grauenvolles Massaker mit 17 Toten angerichtet hatte, von einem mutigen Lehrer aufgehalten, indem er ihn stellen und mit wenigen Worten emotional erreichen konnte. Was in diesem Moment zutage trat war eine emotionale Verfassung, die sich hinter der enormen Aggressivität des jungen Mannes verbarg, eine Verzweiflung, die wie bei fast allen Amokläufern schließlich auch zum Suizid führte. Bei einem weiteren Amoklauf eines 18-Jährigen in Emsdetten (2006) ist es nicht zu dem von ihm angekündigten Massaker mit vielen Toten gekommen, aber zu seinem Suizid. Ohne die zum Teil schweren Verletzungen und psychischen Traumatisierungen der Opfer verharmlosen zu wollen, liegt aus psychiatrischer Sicht der Verdacht nahe, dass im Täter eine ihm nicht bewusste Hemmung angelegt war, seinen Plan, möglichst viele Mitschülerinnen und Mitschüler sowie Lehrkräfte zu töten, zu vollenden. Seine beklemmende Abschiedsvideobotschaft dokumentiert, welche Verzweiflung sich hinter seiner Wut verbarg. Die Aussagen seiner Mitmenschen haben bestätigt, dass er sich aufgrund von Kränkungen und De-

mütigungen immer mehr in eine virtuelle Welt flüchtete, in der er sich mit Gewalt denjenigen Respekt verschaffte, den er in seiner realen Umwelt vermisste. Und der Amokläufer in Winnenden (2009) schließlich war zuvor sogar in psychiatrischer Behandlung wegen einer depressiven Symptomatik.

Die aus psychiatrischer Sicht völlig schlüssige Erkenntnis, dass sich hinter der Aggression der Amokläufer depressive Störungen verbergen, könnte dabei helfen, gefährdende und gefährdete junge Männer zu erreichen, bevor es zur Eskalation der Gewalt kommt. Gerade bei Jugendlichen hat sich herausgestellt, dass es einen signifikanten Zusammenhang zwischen dem Auftreten von aggressiven und depressiven Störungen gibt (Kusch & Petermann 1997; Reicher 1999). In der eigenen Studie (te Wildt et al. 2010) zu klinisch relevanter Computerspiel- und Internetabhängigkeit wiesen die zumeist männlichen Betroffenen zu nahezu 80% eine depressive Störung auf. Auch wenn keiner der Patienten im Verdacht stand, aggressiv zu entgleisen, zeigten sich auffällige Parallelen: Es waren zumeist junge Männer, die sich nach schwerwiegenden Kränkungen in Familie, Partnerschaft, Schule, Ausbildung und Beruf depressiv in die digitale Parallelwelt zurückzogen, um insbesondere in Online-Rollen-



spielen als die Helden aufzutreten, die sie im realen Leben nicht sein konnten. Diese Beschreibung erinnert an die Profile jugendlicher Amokläufer, wobei diese ihre Aggressionen eher in First-Person-Shootern kanalisieren und kultivieren. In beiden Szenarien geht es aber offensichtlich um narzisstische Kränkungen junger Männer, die zu depressiven und/oder aggressiven Entgleisungen führen. Der gekränkte Narzisst, der seine Größenphantasien – letztlich hinter Minderwertigkeitsgefühlen versteckt – nicht im Guten zum Ausdruck bringen kann, mag sich dann auf das Böse verlegen und vollbringt eine so grandiose Untat wie einen Amoklauf, um sich eines morbiden Nachruhms zu versichern.

Wenn man diese Entwicklungen als Zeichen ernst nimmt oder gar als Spitze eines Eisberges verstehen wollte, müsste man sich fragen, was männliche Heranwachsende in unserer Gesellschaft so kränkt und warum ihnen die reale Welt als so unattraktiv erscheint. Studien des Kriminologen und Medienforschers

Pfeiffer und seinem Team (Möble et al. 2006) haben gezeigt, dass Jungen in Schule und Ausbildung gegenüber Mädchen immer weiter zurückfallen und dass der Unterschied – unter Berücksichtigung aller anderen soziodemographischen Faktoren – auf exzessiven Fernseh- und Computerkonsum zurückzuführen ist. Auch wenn sicherlich noch andere gesellschaftliche Aspekte von Bedeutung sind, die an dieser Stelle nicht ausführlich diskutiert werden können, scheint sich der Kreis hier zu schließen und nochmals ein dringender Handlungsbedarf in Bezug auf unsere Medienlandschaft abzuzeichnen. Hierzu gehört nicht nur eine Verbesserung des Jugendschutzes, sondern auch ein deutliches Signal an Eltern und Schulen, ihre Ansprüche an Medienhygiene und Medienpädagogik zu überdenken. Pfeiffers Studien zeigen aber auch, dass gerade diejenigen Jungen besonders gefährdet sind, die eine überkommen-reaktionäre Vorstellung von Männlichkeit aufweisen, was in unserer postmodernen Welt zum Scheitern verurteilt

zu sein scheint. Es könnte allerdings sein, dass uns dies auf ein Vakuum an Verantwortungs- und Vorbildfunktionen hinweist, welches ein Zuviel an Laissez-Faire in Politik und Erziehung gelassen hat, während die ökonomischen Bedingungen, die Anforderungen an Disziplin und Leistungsbereitschaft aber immer weiter zu steigen scheinen und für immer weniger junge Menschen zu erfüllen sind.

## Fazit

Nicht jeder Amokläufer ist ein Spieler aggressiver Computerspiele, wie der jüngste Amoklauf in den USA gezeigt hat. Und keinesfalls droht jeder Spieler von First-Person-Shootern irgendwann aggressiv zu entgleisen. Diese Vereinfachungen sind in der öffentlichen Diskussion mittlerweile überwunden. In der Darstellung gängiger Fehlannahmen scheint sich allerdings anzudeuten, dass viele Diskussionen, die Amokläufen immer wieder folgen, letztlich eine indifferente Haltung einnehmen, nicht wirklich einen Handlungsbedarf sehen und einfordern. So entsteht bedauerlicherweise der Eindruck, dass sich viele Erwachsene nicht zum Schutz von Kindern und Jugendlichen durch sinnvolle Regularien begrenzen lassen wollen. Eine solche Haltung könnte man auch als infantil bezeichnen. Hierzu würde die Beobachtung passen, dass es zu einer zunehmenden Verkindlichung der Gesellschaft gekommen ist (Postman 1983, Bly 1997). Gleichzeitig dringt die Erwachsenenwelt, insbesondere in ihren ökonomischen und technologischen Merkmalen, aber auch in ihren Inhalten, gerade was Sexualität und Gewalt angeht, immer früher in die kindliche Lebenswelt ein. Die Welt der Computerspiele bietet hierfür das offenkundigste Beispiel: Immer mehr Erwachsene verbringen ihre Freizeit mit Computerspielen und immer mehr Kinder spielen mittlerweile lebensecht aussehende Avatare, die foltern und morden. Die Computerindustrie setzt mittlerweile weit mehr Geld um als die Filmindustrie und verliert Millionen, für jedes Jahr, das ihr durch Altersbegrenzungen verloren geht. Achtstellige Summen

sind für die Entwicklung eines Spiels mittlerweile durchaus nicht ungewöhnlich. Lediglich eine Länderübergreifende Indizierungspraxis könnte bewirken, dass extrem gewalttätige Spiele letztlich gar nicht erst produziert werden, da aufgrund von illegalen Vertriebs- und Verbreitungswegen, insbesondere über das Internet, sowie aufgrund der Indifferenz oder Resignation von Eltern, viele Heranwachsende doch an diese Spiele herankommen. Die Erwachsenenwelt ist nun auf vielerlei Weise gefordert, sich einer zunehmenden „Medienverwahrlosung“ (Pfeiffer 2004) entgegenzustellen. Ihr wäre ein Armutszeugnis auszustellen, wollte sie sich weiter auf folgende Positionen zurückziehen: Die Politik soll sich nicht einmischen, indem sie neue Regeln aufstellt. Die Eltern haben keinen Einfluss auf das, was ihre Kinder vor den Bildschirmen tun. Und die Schulen können hierfür keine guten Alternativen und Modifikationen bieten. Gerade männliche Jugendliche brauchen den Einfluss von Erwachsenen im Elternhaus, in der Schule und der Politik, die ihnen gegenüber eine vorbildliche Rolle einnehmen. Fürsorge und Sicherheit ergibt sich nicht zuletzt aus einem beherzten Setzen von klar erkennbaren Grenzen. Dies gilt in der Politik ebenso wie in der Pädagogik. Die Erwachsenenwelt kann sich nicht aus der Verantwortung stehlen. Und die Wissenschaft ist aufgefordert, noch validere Forschungsergebnisse für die dargestellten Zusammenhänge zu liefern, insbesondere im Hinblick auf die Frage, welche Bedeutung die zunehmende

Computerspielabhängigkeit, die häufig mit Depressionen vergesellschaftet ist, auf die Wechselwirkungen zwischen virtueller und realer Aggression hat.

Allerdings besteht Grund zur Hoffnung, dass in den laufenden Diskussionen vereinfachende Idealisierungen und Diabolisierungen des Cyberspace langsam einer differenzierteren Betrachtungsweise Platz machen. Aller Voraussicht nach wird uns das Thema noch eine ganze Weile beschäftigen und dies hoffentlich nicht angesichts weiterer Amokläufe von depressiv-aggressiven Computerspielern. Vielleicht liegt eine Chance darin, diese im öffentlichen Diskurs dadurch zu erreichen, dass die Depression hinter ihrer Aggression als zwei Kehrseiten erkannt und anerkannt wird. Die Gesellschaft, von der sie sich ausgegrenzt fühlen, könnte damit auch signalisieren, dass sie eine Verantwortung und einen Handlungsbedarf bei sich selbst erkennt. Der Verzweiflung hinter der Wut junger Menschen zu begegnen, würde damit eine integrative Funktion bekommen, sowohl individualpsychologisch als auch gesamtgesellschaftlich. Dann können vielleicht nicht nur depressive, sondern auch vordergründig aggressive Heranwachsende vom Hilfesystem erreicht werden, bevor sie zur Bedrohung werden.

## Literatur

- ANDERSON CA, GENTILE DA, BUCKLEY KE. Violent Video Game Effects on Children and Adolescents. *Theory, Research and Public Policy*. Oxford: University Press, 2007.
- BLY R. Die kindliche Gesellschaft – Über die Weigerung, erwachsen zu werden. München: Kindler, 1997.
- GROSSMAN D, DEGAETANO G. Stop teaching our Kids to kill. Boston: Little, Brown & Company, 1999.
- GROSSMAN D. On killing. Boston: Little, Brown & Company, 1995.
- GRÜSSER SM, THALEMANN R, ALBRECHT U. Exzessive Computernutzung im Kindesalter – Ergebnisse einer psychometrischen Erhebung. *Wiener Klinische Wochenschrift* 2005; 117: 188–95.
- HAHN A, JERUSALEM M. Internetsucht: Reliabilität und Validität der Online-Forschung. In THEOBALD A, DREYER M, STARSETZKI T (Eds.). *Online-Marktforschung. Beiträge aus Wissenschaft und Praxis*, Wiesbaden: Gabler, 2001.
- KUSCH M, PETERMANN F. Komorbidität von Aggression und Depression. *Kindheit und Entwicklung* 1997; 6: 212–23.
- MÖBLE T, KLEIMANN M, REHBEIN F, PFEIFFER C. Mediennutzung, Schulerfolg, Jugendgewalt und die Krise der Jungen. *Zeitschrift für Jugendkriminalrecht und Jugendhilfe* 2006; 3: 295–309.
- PFEIFFER C. Medienverwahrlosung als Ursache von Schulversagen und Jugenddelinquenz? *Gymnasium in Niedersachsen*, 2004; 1: 22–4.
- POSTMAN N. Das Verschwinden der Kindheit. Frankfurt: Fischer, 1983.
- REHBEIN F, KLEIMANN M, MÖBLE T. Exzessives Computerspielen und Computerspielabhängigkeit im Jugendalter – Ergebnisse einer deutschlandweiten Repräsentativbefragung. *Die Psychiatrie* 2009; 6: 140–6.
- REICHER H. Depressivität und Aggressivität im Jugendalter: Gemeinsame und spezifische Charakteristika. *Kindheit und Entwicklung* 1999; 8: 171–85.
- SHERRY J. The Effects of Violent Video Games on Aggression. A Meta-Analysis. *Human Communication Research* 2001; 27: 409–31.
- SPITZER M. Vorsicht Bildschirm. Stuttgart: Klett, 2005.
- TE WILDT BT, PUTZIG I, DREWS M, LAMPEN-IMKAMP S, ZEDLER M, WIESE B, DILLO W, OHLMEIER MD. Pathological Internet use and psychiatric disorders: A cross-sectional study on psychiatric phenomenology and clinical relevance of Internet dependency. *European Journal of Psychiatry* 2010; 24: 136–45.
- TE WILDT BT, REHBEIN F. Diagnostik von Internet- und Computerspielabhängigkeit. In: MÜCKEN D, TESKE A, REHBEIN F, TE WILDT BT (Hrsg.). *Prävention, Diagnostik und Therapie von Computerspielabhängigkeit*. Lengerich: Pabst, 2010, 142–154.
- TE WILDT BT. Medialität und Verbundenheit – Zur psychopathologischen Phänomenologie und Nosologie von Internetabhängigkeit. Lengerich: Pabst, 2010.
- VILLANI S. Impact of media on children and adolescents: a 10-year review of the research. *J Am Acad Child Adolesc Psychiatry*. 2001; 40: 392–401.

## Verzeichnis der Referentinnen und Referenten

- HEINER POTT  
Staatssekretär im Niedersächsischen Ministerium  
für Soziales, Frauen, Familie, Gesundheit und Integration  
Postfach 1 41, 30001 Hannover
- PROF. DR. CHRISTINE MORGENROTH  
Institut für Soziologie, Leibniz Universität Hannover  
Podbielskistraße 31  
30163 Hannover
- SUSANNE HERSCHELMANN  
Kajal / Frauenperspektiven e.V.  
Hospitalstraße 69  
22767 Hamburg
- ELLEN PFLUG  
Deutsches Institut für Sucht- und Präventionsforschung  
Katholische Hochschule NRW  
Wörthstraße 10  
50668 Köln
- ANDREA BUSKOTTE M.A.  
Landespräventionsrat Niedersachsen  
Koordinationsprojekt „Häusliche Gewalt“  
Am Waterloo Platz 5A  
30169 Hannover
- PD DR. BERT THEODOR TE WILDT  
Klinik für Psychiatrie, Sozialpsychiatrie und Psychotherapie  
Medizinische Hochschule Hannover  
Carl-Neuberg-Straße 1  
30625 Hannover

Herausgegeben vom  
Niedersächsischen Ministerium für Soziales,  
Frauen, Familie, Gesundheit und Integration  
Hinrich-Wilhelm-Kopf-Platz 2  
30159 Hannover

in Zusammenarbeit mit der  
Landesvereinigung für Gesundheit und  
Akademie für Sozialmedizin Niedersachsen e.V.  
Fenskeweg 2  
30165 Hannover

April 2011

Diese Broschüre darf, wie alle Publikationen der Landesregierung,  
nicht zur Wahlwerbung in Wahlkämpfen verwendet werden.